

32454, II, I, d, 4

Neue Folge.

4

5. Heft.

VON POL ZU POL

Internationale Revue

für das geistige Leben aller Nationen.

Herausgegeben von

A. BREHMER.



LAIBACH 1884.

Druck und Commissionsverlag von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

VON POL ZU POL

INTERNATIONALE REVUE

FÜR DAS GEISTIGE LEBEN ALLER NATIONEN

HERAUSGEGEBEN VON

A. B R E H M E R

erscheint in monatlichen Heften in der Stärke von sechs Druckbogen zum Preise von
50 kr. = 1 Mark pro Heft.

Als Mitarbeiter sind dem Unternehmen unter anderen gewonnen:

Paul Andow — Rosa Barach — Prof. Franz Bauer — Rudolf Baumbach — Ottokar Benze
von Benzenhofen — Antonie Brehmer-Gaffron — Emil Brenta — Caroline Bruch-Sinn — Prof.
Wilhelm Cappilleri — Jens Christensen — Carl Graf Coronini — C. Cressieux — E. von
Dincklage — Heinrich Dornberg — Ernst Eckstein — Fercher von Steinwand — Ludwig Foglar
— Ludwig August Frankel — Alfred Friedmann — Paul Fritsche — Dr. Ludwig Fulda —
Walther von Gaffron-Oberstradam — Rudolf Goette — Martin Greif — Ferdinand Gross —
Prof. Heinrich Gross — Edmund Grün — Karl Gründorf — Margarethe Halm — Robert
Hamerling — Agnes Heinzel — Max Heinzel — Arthur Heinzmann — Franz Holzer —
Elisabeth Jeschke — Robby Jones — F. von Kapff-Essenther — Hugo Klein — Mite Krennitz
— Josef Kubat — Johanna Leitenberger — Gola Luigi — Heinrich Martens — Karl Müller
— Ivan Naglič — Heinrich Oetvös — Ewald Paul — Louise Pessiack — Paul Petersen —
Olga Piorkowska — Josef Poestion — Carl Roden — Dr. Hermann Roskoschny — Dr. Arthur
von Sachsenheim — B. Sally — Edward Samhaber — Carl Marquard Sauer — Pauline Schanz
— Leon Schönfeld — Dr. Eduard Maria Schranka — Franz Selak — Moritz Smets —
Dr. Hugo Spitzer — Oskar Teuber — Emil Mario Vacano — Hans von Vintler — Günther
Walling — Julian Weiss — Max von Weissenthurn — Prof. Dr. Rich. Maria Werner —
Dr. Heinrich von Wliskoeki.

Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg

Laibach.



IBN ABD UL-DSCHABBÂR.

Arabisch.

JOSEF KUBAT.

DIE HÛRÎ.*

Als ich die mit Pantoffeldepôts combinirten Buchhändlerläden an der Ashar-Moschee in Kairo durchstöberte, stiess ich auf ein in ziemlich leserlichem und theilweise vocalisirtem Naschî geschriebenes Heft, welches in hohem Grade meine Aufmerksamkeit erregte. Es war dies eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: «Mahsan ul-esrâr», d. h. «Schatzkammer der Geheimnisse». Insbesondere war es die nachfolgende Erzählung, welche mir auffiel, und dies durch den Inhalt der Glossen, welche, von verschiedenen Händen geschrieben, sich in schräger Richtung an der Seite des Textes befanden.

Da las ich: «Gott allein ist der Spender aller Liebe; er hat sie erschaffen und er ertheilt uns das Mass, wie er will und wie wir es verdienen.»

Und weiter: «Das grösste Weltgeheimnis ist die Liebe; weder in diesem noch in dem jenseitigen Leben werden wir es begreifen.» Offenbar die Spur eines Skeptikers.

Und wieder an anderer Stelle: «Die paradiesische Liebe ist nur jenen vorbehalten, welche durch das Thor des Todes gegangen sind.»

Ferner: «Die Liebe Edens auf Erden zu verlangen ist Lästerung Gottes.»

Unter anderem wird am Schlusse der Erzählung der obgenannte Verfasser genannt, und der Abschreiber schliesst mit folgender Bemerkung: «Nur ein Ketzer kann zweifeln, dass diese Geschichte wahr ist. Gottes Allmacht ist gross. Diejenigen, welche zweifeln, glauben Gottes Macht sei wie die eines einfachen Sterblichen; allein sie werden sich am Auferstehungstage überzeugen. Diese Geschichte ist seltsam, aber wahr; doch Gott ist der Besserwissende.

* * *

* Nachdruck verboten.

Scheich Ibn al Fâris eš-Šîrwânî — Allah der Hoherhabene erbarme sich seiner — hat erzählt:

Eines Tages sassen wir versammelt im frohen Kreise an der Tafelrunde des Emirs Schems ed-daula. Wen gibt es, der die Freigebigkeit dieses Fürsten nicht preisen würde? Fürwahr, die Tage des Lebens sind endlich, aber seine Wohlthätigkeit hatte keine Grenzen. Sie ergoss sich über uns wie die Sintflut; aber es war nicht die Sintflut Nûh's,* welche tödtete, sondern sie machte lebendig, und wenn sie was tödtete, so war es das Behemot der Langweile, und sie führte uns ein durch das siebenfach gefaltete Regenbogenthor der Geselligkeit in das Paradies der angenehmsten Unterhaltung. Wir waren alle berauscht von dem Dufte der seltenen Speisen, von dem Arom der glühenden Weine und von der Pracht der lachenden Früchte. Das Gespräch wogte in dem geräumigen Saale auf und nieder wie die Wellen der Brandung, welche kommen, rauschen und gehen, durchzittert von den Strahlen der Sonne. Diese Sonne war aber das strahlende Antlitz des Emirs Schems ed-daula** — schützte ihn der Prophet und seine Nachkommenschaft!

Wir unterhielten uns über allerlei. Da hob einer der Gäste das Glas, vollgefüllt mit feurigem Schiraswein, welcher in dem Krystall funkelte und sprühte wie die Sonne, wenn sie aus dem Meere aufsteigt, und rief voll Begeisterung: «Heil dir, o Fürst der Gläubigen!» Darauf improvisirte er die Verse:

«Ich preise deine Hände,
Denn was in ihnen ruht,
Ist wie die Meeresflut:
Hat Anfang nicht noch Ende!»

Und ein Beifallsmurmeln gieng durch den Saal, so wie eine Gewitterwolke, die über eine blühende Wiese zu den Bergen eilt. Und der Fürst lächelte.

Da erhob sich aber ein anderer Gast und rief:

«Heil dir, o Fürst der Gläubigen!»

Dann begann er zu recitiren:

«Wie kann man mit dem Meer dich nur vergleichen?
Wie kann der Ocean dich nur erreichen?
Nicht freiwillig gibt er die Schätze her,
Und mehr als oft sind seine Wogen leer.
Du aber bist der Jännerwolke gleich,
Die Perlen streut herab vom luft'gen Reich!»

Und abermals flog ein Gemurmeln durch den Saal, aber etwas stärker, wie wenn der Luftstrom durch einen Cedernwald einherbraust. Und das

* Noah's.

** Schems ed-daula, d. h. Sonne des Reiches.

Gesicht des Emirs strahlte vor Freude wie der Vollmond. Als sich aber das Brausen gelegt hatte, erhob sich ein Dritter und rief:

«Heil dir, o Fürst der Gläubigen!»

Und sofort begann er:

«Was ist das Meer, was ist die Wolke oben?
 Hat nicht das Meer sein Ufer und sein Toben?
 Sind unversiegbar denn der Wolke Gaben?
 Kann sie den Lechzenden denn immer laben?
 Die Wolke grollt, es braust der Ocean.
 Der Blitz durchfurcht den weiten Himmelsplan.
 Doch deine Thaten sind so wie die Sterne:
 Sie leuchten ewig aus der Himmelsferne!»

Dies rief er und trank den Becher aus Und Schems ed-daula, dessen Angesicht vor Entzücken glühte, sprach: «Bravo, Meister! Den Becher, den du ausgetrunken, wird dir der Schatzmeister mit Perlen füllen! Sterne sind des himmlischen Oceans Perlen!»

Und während alle den Glücklichen beglückwünschten, trat der Scheich Hâris Ibn Ma'mûn hervor und rief:

«Heil dir, o Fürst der Gläubigen! Heil und Gruss! Wie gross muss deine Freigebigkeit sein, wenn du ein Lob, das so wenig der Wahrheit nachkommt, so königlich lohnst.»

Der Emir fragte: «Wie so? Zischt vielleicht schon die Schlange des Neides in dir, weil sich die Sonne zu der Blume gewendet? Fürwahr, mach' es besser, und der Herr des jüngsten Gerichtes weiss, dass ich für dich auch einen Lohn haben werde!»

Und Hâris Ibn Ma'mûn — das Heil sei über ihm! — begann:

«Dich mit dem Meer zu messen — heisst dich lästern;
 Falsch ist das Meer sammt seinen Perlennestern!
 Ist nicht dem Wind die Wolke unterthan?
 Doch wem gehorchest du, o Fürst, sag' an?»

Und der Emir setzte sich zurecht in seinem gold'nen Sessel und rief:
 «Bravo! Doch hören wir weiter!»

Und Hâris setzte fort:

«Sind nicht die Sterne weit am fernen Himmel?
 Doch du bist hier in unserem Gewimmel!
 Der Tag, die Wolke löscht der Sterne Schimmer!
 Doch deiner Wohlthat Glanz — der leuchtet immer!»

Der Emir rief: «Vortrefflich! Doch sag', womit vergleichst du mich also?»
 Und Hâris antwortete:

«Mit unserm Allah — wäre Er vergleichbar,
 Mit dem Propheten — wäre der erreichbar!»

«Nun also, findest du nichts?»

Darauf recitirte Scheich Hâris Ibn Ma'mûn:

«Es ist von dieser Welt nicht deine Güte,
 Sie ist ja eine Paradiesesblüte!
 Sie ist so wie der Hûrî süsse Huld;
 Und was sie schenkt, ist nicht — gezahlte Schuld.
 Sie ist die ewig lächelnde,
 Sie ist die ewig fächelnde,
 Sie ist die ewig heit're, reine, wahre,
 Sie ist die niemals wandelbare!»

Als Hâris geendet hatte, brach die ganze Versammlung in einen Beifallsturm aus; es war wie der Orkan, welcher sich aus dem Gebirge stürzt, die Wälder mit sich reisst, die Wässer vor sich treibt und auf der Ebene sich weiter wälzt bis zum Meere, das Meer zum wilden Tanze auffordert und wie ein Rasender sich geberdet. Aber während alle Gäste sich in Begeisterung fast auflösten, blieb der Emir still und über seine Lippen glitt ein — trauriges Lächeln. Er ward eine Weile nachdenklich und dann begann er:

«Die anderen lobten mich und verglichen mich mit Gegenständen, die sie kannten, doch du — wie weisst du, wer eine Hûrî ist und wie sie ist? Wer hat dir das geoffenbart? Oder gibt es ein menschliches Auge, das dieses wunderbare Wesen je gesehen? Ich frage, gibt es einen sterblichen Blick, der der Hûrî heilige Glieder je gestreift hätte? Antworte, wer ist dein Zeuge für die Huld der Hûrî? Hast du einen lebendigen Zeugen?»

«Mehr als das,» erwiderte Hâris, «das herrlichste Zeugnis ist der Koran selbst, das Wort Gottes! Zweifelst du noch an der Huld der Hûrî?»

Ein neuer Beifallsturm der Versammlung war die Antwort. Die Stirn des Emirs heiterte sich ein wenig auf, und er sprach mit Ruhe: «Drei Tagesreisen nordwärts von Bagdâd liegt meine Sommerresidenz; sie ist dein! Doch meine innige Freundschaft bis ans Grab will ich jenem schenken, der mir über das Wesen der Hûrî's näheren Aufschluss gibt.»

Da wurde viel hin und her geredet. Einige meinten, es wären ganz besondere Wesen, mit uns Menschen nicht vergleichbar, einige construirten phantastische Gestalten und gaben sie für Hûrî's aus, einige aber waren in der Meinung einig, dass die Wesenheit derselben überhaupt ein Geheimnis sei, ein unergründliches, das Allah erst bei unserem Hinübergang ins Reich des Lichtes uns aufhüllen wird.

Der Emir hörte nicht auf, in tiefem Sinnen zu verharren. Da erhob sich abermals Hâris Ibn Ma'mûn — Gott der Hoherhabene schütze und erhalte ihn! — und sprach:

«Gruss dir, o Fürst der Gläubigen! Es ist nicht möglich, mehr zu wissen, als was uns der Herr der Geschicke in seinem Buche, über welches kein Zweifel ist, geoffenbart hat. Mehr erfahren zu wollen, ist vielleicht Sünde.

Damit aber der Durst deiner Seele nur einigermaßen gelöscht werde, will ich, wenn du und deine werten Gäste mir Gehör leihen wollen, dir eine Geschichte erzählen, welche mit Gottes Rathschluss den Schleier ein wenig lüften wird.»

Der Emir Schems ed-daula nickte zustimmend mit dem Haupte. Hârîs machte sich's auf seinem Sitze bequem und begann:

Als ich noch in dem Wonnegarten der Jugend wandelte und Blumen des Vergnügens am Rande des Weges pflückte und sie zu Kränzen des Lebensglückes wand, da geschah es, dass mich mit einemmale unbändige Sehnsucht nach den Geheimnissen der Wissenschaft mit ihrer verzehrenden Flamme ergriff, so dass ich auf den Fittigen der Wissbegierde nach Kûfa und von dort nach Bagdâd, der Stadt des Heiles, eilte, um mich dem Umgange mit den ersten Leuchten der Zeit anzuschliessen und mich in die Mysterien des höheren Wissens einweihen zu lassen. Und ich las so manche Gemme der Gelehrsamkeit auf und machte sie mir zu eigen; ich sammelte die Perlen der Rhetorik zu einer Perlenschnur von Solitären, wand manchen Strauss aus den duftigsten Blüten und Knospen der Poesie und formte aus Diamanten der hehren Lehre der Mystik ein Diadem, welches meine Nächte wie der Gürtel des Sirius durchstrahlte.

Hier war es, wo ich mit einigen Genossen, welche der Drang nach Vollkommenheit des Geistes nach Bagdâd getrieben, den geweihten Bund der Freundschaft schloss. Unter diesen befand sich auch Ibn al Fahl, der Held meiner Geschichte.

Ibn al Fahl — der Herr des letzten Gerichtes sei ihm gnädig! — war der Stolz seiner Lehrer. Keiner konnte den Koran so schön und wohlklingend recitiren wie er. Trug er vor, so rannen die Sürenverse von seinen Lippen, wie wenn sich eine Perle nach der andern abfädelt. Seine Stimme war rein und einschmeichelnd wie das Silber oder wie die Quelle, welche über Kiesel gleitet. Wenn er Gedichte declamirte, so mochte man glauben, dass er den Versen Flügel leihe und dass diese wie Genien in den Lüften auf- und niederschweben. Oft dachte ich: So erklang es vielleicht vom Himmel herab, als der Prophet das hocherhabene Wort Allah's aus dem Munde Dschibrâ'il's vernahm!

Ibn al Fahl war schön wie eine Peri. Gieng er durch die Strassen Bagdâds, so wandte man sich mit Bewunderung nach ihm um, als er vorübergegangen; die Cypresse ist nicht schlanker, als er war, und die Mädchen schauten ihm sehnsüchtig nach und mochten denken, wie süß die Küsse von seinen reinen, unberührten Lippen munden mögen! Aber Ibn al Fahl schritt vorwärts, ohne seine Blicke nach rechts oder links zu richten. Sein Geist war immer getaucht in das Meer des Nachdenkens und der Grübeleien.

Im Umgange mit uns war er sehr zurückhaltend, ja schüchtern; er liebte die Einsamkeit und den Koran. Er sprach wenig; doch was er sprach,

war echtes Gold und Edelstein, und die schönsten Juwelen einer kurzen Unterhaltung wusste er zu zeigen, wenn er von seinem Lieblingsbuche sprach — dem Koran! Wir hörten in Verzückung zu, verloren uns aus dieser Erde, durchflogen mit seinem Geiste alle Räume der Welt — und fanden uns erst lange hernach vereinsamt und wie verwaist wieder, als er längst aufgehört hatte zu sprechen und uns vielleicht schon verlassen hatte, um in irgend einer dämmerigen Jasminlaube über das Geheimnis der heiligen Auffahrt-nacht zu grübeln.

Die Lehrer staunten über die Schärfe seiner Interpretation; in die Nacht der dunkelsten Stellen liess er seine Fackel leuchten und mit dem Schwerte seiner Auffassungsgabe löste er jeden Knoten.

So war er, als ich ihn kennen gelernt habe. Aber nach und nach war eine langsame Veränderung an ihm bemerkbar. Die Fälle, wann er bei dem gemeinsamen Unterrichte fehlte, wurden häufiger. Auch sein Äusseres war verändert; seine sonst kerzengerade Haltung bückte sich, seine Wangen wurden blasser, indessen die Augen tiefer in die Höhlen zurücksanken. Was gieng mit ihm vor? Seit dem ersten Tage unserer Begegnung habe ich zu ihm eine besondere Neigung, Vorliebe gefasst, und Al Fahl hat sie erwidert. Ich wurde um meinen Freund, den ich wie mich selbst lieben gelernt, besorgt.

Als er abermals eine Reihe von Tagen unsichtbar blieb, befürchtete ich, eine Krankheit wäre der Grund, und ich beschloss ihn aufzusuchen! Was mochte er haben? Was quälte ihn? Was trieb ihn aus dem frohen Zirkel der Geselligkeit hinaus in die stumme Einsamkeit? War er verliebt? Liebe! Doch nein, das war unmöglich. Ibn al Fahl hat nie ein Mädchen angerührt; auch schien das andere Geschlecht für ihn gar nicht zu existiren. Wenn ihn seine Freunde neckten und sprachen: «Er zieht sich in einsame Lauben zurück und macht Gaselen auf sein Liebchen;» und andere sagten: «Zeig' uns einmal deine Schöne, wie ist sie. Bist du unglücklich verliebt? Ist sie spröde?» Da wurde al Fahl traurig, schüttelte das schöne lockige Haupt und erwiderte mit leiser Stimme: «Nein, ich habe keine Geliebte.» Man glaubte ihm nicht. Ich aber, vor dem er kein Geheimnis hatte, wusste, dass er wahr gesprochen. Er wusste noch nicht, was Liebe ist. Doch woher diese Traurigkeit, dies tiefe Sinnen? Oder hat er sich verstellt? Unmöglich! Stundenlang sass er unter einer Tamarinde und schaute mit starrem Blicke in den Himmel oder flog mit dem Blicke von einer Rosenwolke zur andern, wenn der Abend seinen Regen von Topasen und Rubinen über das Land ausgestreut; dabei bebten seine Lippen, als beteten sie oder als recitirten sie Verse. Und seine Augen nahmen einen seltsamen Ausdruck an — den Ausdruck der Sehnsucht nach dem Paradiese!

Ibn al Fahl hatte ein Geheimnis. Ich beschloss also, ihn aufzusuchen. Allein in seiner Wohnung traf ich ihn nicht; da gieng ich hinaus und suchte

ihn auf allen seinen Lieblingsplätzchen — aber auch da fand ich ihn nicht. Die Angst um meinen Freund hatte sich meiner Seele bemächtigt; um mich zu beruhigen, gieng ich längs des Tigrisufers hinaus spazieren. Aber meine Gedanken konnten keine Ruhe finden, sie waren wie das Laub, mit welchem der Wind spielt.

Als der Abend seine goldenen Pfeile in die stahlgrauen Fluten des Tigris abschoss, wie ein Held in goldener Rüstung gegen eine schillernde Schlange, und diese schon aus tausend Wunden blutete, da kehrte ich in die Stadt zurück. Heute musste ich meinen verlorenen Liebling wiederfinden. Ich gieng in seine Wohnung — und da sass er im Zimmer, welches von einer Ampel matt beleuchtet war, und las laut und gesticulirte mit den Händen. Ich blieb eine Weile an der Thüre stehen und hörte ihm zu. — Und was er recitirte, war die wunderbare Sûre «er-Rahmân».*

Für denjenigen, welcher die Allgegenwart seines Herrn fürchtet, sind zwei Gärten bereitet. —

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

In beiden befinden sich Bäume mit weithin schattigen Kronen.

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

In beiden sind zwei fließende Quellen.

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

In beiden befinden sich von allen Früchten zwei Arten.

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

Sie werden ruhen auf Kissen, deren obere Seite mit Seide und Gold durchwirkt ist, und die Früchte der beiden Gärten werden ihnen nahe sein!

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

In beiden Gärten befinden sich Jungfrauen mit züchtig gesenkten Augen, die nie zuvor ein Mensch oder ein Dschân** berührte.

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

Und diese Jungfrauen sind wie Rubinen und Perlen.

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?

Sollte etwa der Lohn für gute Werke anders als gut sein?

Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

Hier machte Ibn al Fahl eine Pause in der Recitation und versank einen Augenblick in Sinnen; dann rief er seufzend, so wie der Wind seufzt, welcher durch die Cypressen rauscht:

«O Gott, o Gott, o du mein Gott!»

Hierauf setzte er seine Recitation fort, und seine Stimme bebte, so wie ein Strahl auf den Wassern bebt; seine Stimme erklang erst leise, dann immer mehr anschwellend wie die eines Menschen, dessen Herz wild bewegt ist und in dessen Augen sich Thränen stehlen:

* D. h. der Barmherzige. Diese Sûre (die 55.), welche das Paradies behandelt, ist vielleicht die schönste und die effectvollste des ganzen Korans. Sämmtliche Verse haben den einen Reim «ân», welcher durch angenommene Recitation und den wiederkehrenden Refrain eine fast grandiose Wirkung hervorbringt.

** Geist, Dschinn.

Und ausser diesen zweien gibt es dort noch zwei andere Gärten;
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 Diese sind getaucht in einen dunkelgrünen Schatten.
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 Darin befinden sich ebenfalls zwei Quellen mit reichlich sprudelnden Fluten.
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 In beiden Gärten ist Überfluss an allerlei Obst, Palmen und Granatäpfeln;
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 Ferner die schönsten Mädchen,
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 Mädchen mit grossen, nächtigen Augensternen, welche unter Zelten gelagert euch er-
 warten!
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 Mädchen, welche weder Mensch noch Dschân je zuvor angetastet!
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 Und ruhen werdet ihr auf smaragdenen Pfülen und prächtigen Teppichen!
 Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr also noch leugnen?
 Gelobt sei der Name deines Herrn, des Gebieters über Ruhm und Herrlichkeit!

Diesen Schlussvers rief er mit einer wunderbaren Emphase, dass ich glaubte, er sei in Verzückung. Da trat ich näher und rief: «O du — Ibn al Fahl!»

Allein Ibn al Fahl hörte mich nicht, und ohne mich zu beachten sprach er im höchsten Grade erregt: — «O du mein Gott! Du Schöpfer meiner Seele und Zähler meiner Tage! Deine Güte hat keine Grenzen! So ist es wahr, dass die reinsten Träume, die eine Menschenseele auf Erden hat, die reinsten Träume, die auf Erden aber heimatlose Flüchtlinge sind und nur in dem Herzen eines Schwärmers Zuflucht finden, dass diese Träume von der reinen makellosen Liebe jenseits in Erfüllung gehen? Es ist wahr, o freue dich, meine Seele! Der Herr des letzten Gerichtes hat es versprochen! — Sprach er nicht: Die schönsten Jungfrauen erwarten euch unter Zelten? O, wer bist du, unnahbares Wesen, das mir bestimmt ist von Anbeginn? Wie ist dein Name? Und du bist wirklich, du bist — lebst, lebst für mich?»

Und er versank wieder in tiefes Sinnen.

Da trat ich an ihn heran, legte meine Rechte auf sein Haupt und sprach leise: «Mein Freund, ich bin zu dir gekommen, damit ich erfahre, was mit dir geschieht; nun, Lob sei Gott, du lebst! — Doch, erbarme sich deiner der Ewige, du bist krank! Was fehlt dir? — Sprich, al Fahl, der du mein Bruder bist!»

Er hob langsam seinen Kopf, und in seinen Augen sah ich Thau mit feuchtem Glanze schimmern. Er ergriff meine Hand und flüsterte: «Du bist mein bester Freund. Krank bin ich nicht. Ich komme morgen in euren Kreis wieder. Sei unbesorgt.»

«Du bist krank,» erwiderte ich, «und deine Krankheit raubt dir den klaren Blick!»

Da fuhr er auf und rief: «Noch nie sah ich so klar wie jetzt! Sieh, lange, lange war mir der Sinn dieser heiligsten aller Sûren dunkel wie das

Geheimnis unserer Geburt; lange war sie mir eine Mitternacht, in welcher kein Stern auftauchen wollte! Aber was sind die Sterne, wenn die Sonne aufgeht! Und sieh, Bruder, sie ist mir aufgegangen!»

Jetzt war mir klar, dass mein Freund krank war! Grosser Gott, vielleicht war es der Dämon des Wahnsinnes, der seinen Schleier lüftete und seine entsetzliche Miene zeigte!

«Ja,» sagte ich, «aber jetzt ist es nothwendig, dass du dich zur Ruhe begibst, denn du bist sehr müde — sehr müde! Und die Aufregung deines Blutes ist gross.»

Er jedoch sagte: «Ich weiss, du hältst mich für einen, der seinen Verstand verloren und nun irres Zeug durcheinander schwätzt: Koran und Liebe!»

Und ich antwortete betroffen, dass er meine Meinung errathen: «Ja, ich bin zu aufrichtig, um es dir zu verleugnen. Du bist verliebt. O Ibn al Fahl, warum hast du es mir so lange verschwiegen! O sag', welche wandelnde Cypresse hat es dir angethan? Welcher Vollmond hat dich bezaubert? Sprich, wo wohnt sie, wo ist ihr Lieblingsplatz? Ich will dir helfen, ihren starren Sinn mit schönen Versen zu brechen, ihre Sprödigkeit zu bannen und dir sie geneigt zu machen! Ich werde zu der Cypresse sagen: Bleib' stehen! und du wirst eilen und in ihrem Schatten selig wohnen. Und zum Vollmond werde ich sprechen: Schweben herab! und er wird in deine Arme, an deine Brust sinken, und du in seinen Küssen dein Glück und deine Gesundheit wiederfinden!»

Ibn al Fahl lächelte aber mit einem Anfluge von Melancholie und erwiderte: «Ich liebe keine irdische Jungfrau!»

«Keine irdische? Wen liebst du denn?»

Und als Antwort recitirte er die Verse aus der Sûre «el-Wâki'atu»:*

Und die Gefährten der rechten Hand, — o wie glücklich sind die Gefährten der rechten Hand! — werden wohnen unter Lotossträuchern ohne Dornen und unter den schönsten Thalchbäumen,

Unter ausgebreitetem Schatten

Und bei sprudelnden Quellen, welche nie versiegen;

Bei Früchten in Überfluss,

Welche sich nie vermindern

Und immer zugänglich sind!

Und ferner sind dort erhöhte Kissen,

Auf welchen Mädchen ruhen, die wir (zu ihrer Wonne) erschaffen! —

Und wir machen sie immer wieder zu Jungfrauen;

Sie sind im gleichen Alter mit ihren Bräutigamen,

Welche nicht aufhören sie zu lieben! —

Und ibn al Fahl setzte noch hinzu mit Enthusiasmus:

* El wâki'atu, nämlich el jaumu, d. h. der Unvermeidliche, der jüngste Tag, von welchem die 56. Sûre handelt.

«Und es sind die schönsten Wesen, die aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, mit schwarzen Augen gleich Perlen, welche noch halb in ihren Muscheln liegen!»

«So liebst du eine Hûrî!» rief ich im höchsten Grade überrascht. Aber sofort erholte ich mich von meiner Überraschung, denn mir fiel der Gedanke ein: Vielleicht ist es ein Scherz, eine Laune, welche vorübergeht. Aber gleich darauf bedachte ich, dass Ibn al Fahl viel zu ernst sei, um zu scherzen, und es sah ihm ganz und gar unähnlich, sich mit dem heiligen Buche gar einen Spass zu erlauben.

«Ja, ich liebe sie, ich liebe eine Hûrî!» gab er zur Antwort mit einem langsamen, fast feierlichen Tone, in welchem jedoch die ganze Kraft der Überzeugung lag, welche seinem Charakter eigen war. Dabei hob er sein schönes Haupt und sah mir forschend ins Gesicht; als er aber darin meinen ungläubigen Ausdruck fand, zog er leicht die Augenbrauen zusammen und fuhr fort: «Ich sehe, du wunderst dich, du staunst über mich, mein Bruder! Aber ich sehe noch mehr. In deinen Augen lese ich einen Zug des Bedauerns, des Mitleids, als ob du sagen wolltest: Armer Freund, er hat den Verstand verloren! Und doch, ich gebe dir die Versicherung, ja ich schwöre es dir bei dem aufgehenden Abendsterne — und das ist ein grosser Schwur* —, dass mein Verstand nie klarer war als jetzt. Sieh, früher war er ein trüber See, jetzt haben sich die Wellen gelegt und ich sehe bis auf den Grund! Bis auf den Grund der Sûre ‚er-Rahmân‘.» Diese Versicherung meines Freundes, weit entfernt, mich über das Räthsel, dem gegenüber ich mich befand, zu beruhigen, steigerte noch mehr mein Staunen. Ich rief: «Wie, du hast die Vermessenheit, zu behaupten, dir wäre die Erklärung jener heiligsten aller Sûren gelungen, deren dunklem Geheimnis schon vor dir eine Legion von Heiligen und ehrwürdigen Scheichen rathlos gegenüberstand?» Bei diesen Worten bemerkte ich, wie über das bleiche Angesicht Ibn al Fahl's die goldene Welle eines selbstgefälligen, triumphirenden Lächelns glitt.

Und ich fuhr fort: «Es ist wahr, dass du eine Leuchte auf dem Oceane unserer Wissenschaft bist; es ist wahr, dass dein Scharfsinn uns allen zum Muster dient, doch weisst du nicht, dass der heilige Scheich Bâkî sprach: Die Sûre ‚er-Rahmân‘ ist eine verschleierte Vase, und erst der Tod wird auf Befehl Gottes des Hoherhabenen den Schleier lüften!»

Ibn al Fahl sah mich an, und in seinen eingefallenen Augen leuchtete ein Blitz auf. «Ja, ich weiss es», sprach er lebhaft, «doch was ist mir Scheich Bâkî, wenn auch sein Ruhm vom Lande Hind bis nach Aderbeidschân reicht!»

«O du Vermessener!» rief ich.

«Gemach,» erwiderte er ruhig. «Glaubst du, die Gnadenwolke, welche der Herr über unseren Propheten ausgegossen hat, wäre schon versiegt?»

* Diesen Schwur hat Allah selbst gethan.

Glaubst du, es wäre kein Gerechter mehr auf Erden, würdig einer neuen Gnade, einer neuen Wohlthat aus Allah's Hand?»

Mein Staunen wuchs immer mehr.

«So wagst du es, dich mit dem Propheten zu vergleichen?» rief ich.

«Warum nicht?» erwiderte er entschieden. «Steht nicht geschrieben, wir alle sollen trachten, ihm gleich zu kommen? Und siehe, acht Jahre wandre ich schon diesen Weg der heiligen Erkenntnis, acht lange Jahre wandelte ich die Pfade in der Dunkelheit; meine Pfade waren die Entsagung und meine leitenden Sterne waren die Gebete, mein Ziel war die besondere Gnade unseres Herrn. Und sieh, nach acht Jahren Wahlfahrens auf dornigen und verlassenem Stegen sehe ich die ersten Strahlen des Morgens auf dem Horizonte meiner Erkenntnis. Ich habe das Thor der Gnade erreicht, und der Glanz, der mir entgegenflutet, labt meine Seele — es ist der Abglanz vom Throne Allah's! Was ist mir Bâkî! Wie kann ein Blinder sagen: Es gibt keinen Mond oder es gibt keine Sonne! Oder wie kann ein Tauber sprechen: Es gibt keine Musik, welche den Geist in das Paradies der Entzückung führt! Und Bâkî, wie alle, welche so sprachen wie er, waren blind. Denn sieh, wie kann ein Sterblicher begreifen, was eine Hürî ist und ihre paradiesische Liebe, welcher schon irdische Liebe genossen hat? Was sollte ihm auch die Erkenntnis auf Erden frommen? Seine Seele ist stumpf, die Zartheit der Edens-Liebe zu fühlen. Oder sage mir, wenn du viele Becher guten Weines getrunken hast, so dass du schon einen Anflug von Rausch hast, und es credenzt dir jemand hernach einen Becher mit noch besserem Weine, sag', wirst du ihn unterscheiden können, wirst du seine feine Würze schmecken und seinen Wert würdigen können? So auch Bâkî. Er sass in seinen jungen Jahren am Tischgelage dieser Welt und that sich gütlich, und als er vom Schmause aufstand, satt und ohne Bedürfnis, rief er: Es kann keinen besseren Schmaus geben! Siehst du? Und so sprach er auch über die himmlische Liebe, nachdem ihm irdische Mädchen den Geschmack genommen: „Die Liebe des Edens bleibt ein Geheimnis!“ Ich aber, o Bruder, habe mich enthalten Zeit meines Lebens! Kein Auge war so zaubervoll, dass es mich von meiner Bahn ablenken konnte; keine Wange duftete so, dass mich ihr Arom betäubt hätte; kein Korallenmund glühte mir genug, dass ich hätte ausgerufen: Aus diesem Becher will ich der Küsse Glutwein ewig trinken! Mich lockte kein Busen und kein Schoss konnte mich verführen! Und so bin ich rein geblieben und mein Herz ist empfänglich geblieben für die Gnade, welche Allah den Gefährten der rechten Hand verhießen hat. Allah ist gross und sein Name durchleuchtet alle Welten!»

Und als Ibn al Fahl so sprach, stand er da, eine imposante Gestalt, wie ein Heiliger oder wie der Engel Isrâfil. Und mir schien es, als umstrahlte ein matter Schimmer sein Haupt. Jetzt wurde mir sein Hang zur Einsamkeit klar. Jetzt verstand ich, warum er so schweigsam war, warum für ihn die

Freuden dieser Welt nicht existirten, warum ihm ein lauschiger Winkel des Jasminparkes lieber war als ein Kreis von lustigen Kumpanen, und warum er die Dämmerung der Moschee dem strahlenden Speisesaale vorzog. Ein Theil seines Räthsels war gelöst; nun wollte ich auch den anderen wissen. Ich zweifelte noch immer an der Gesundheit seines Geistes; doch vielleicht war das Ganze nur das Product seiner lebhaften Phantasie. Darum fragte ich ihn:

«Und die Hürî, welche Meinung hast du von der Hürî? Heisst es nicht, dass sie erst für die bestimmt ist, die ins jenseitige Paradies eingetreten sind? Wie steht es mit der Liebe? Gib mir eine Belehrung!»

Ibn al Fahl zögerte erst eine Weile, dann aber begann er: «Die paradiesische Liebe ist das wertvollste Kleinod in der Schatzkammer Allah's. Sieh, Bruder, dies Kleinod hat der Allbarmherzige seinen Getreuen versprochen; dies Kleinod wird er ihnen am grossen Tage der Vergeltung schenken! Wie werden aber jene seinen Glanz erkennen und sich an seinem Farbenspiele freuen, deren Auge getrübt ist? Wozu also das Auge in diesem irdischen Leben trüben? Wozu in diesem kurzen Leben — und nur ein Augenblick ist unser Leben — wozu den Demant anhauchen, die Gemme, welche ich ewig haben soll? Oder heisst es nicht, dass ich ewig in den Armen der Edensmädchen ruhen soll? Nun, und wie werde ich vor sie treten? Sieh, Allah's Gnade ist ohne Grenzen; von meinen Augen hat es ihm gefallen, die Schuppen zu ziehen, und ich erkannte. Ist dies Leben nicht eine Vorbereitung für das künftige, eine kurze Vorbereitung für einen langen, köstlichen Schmaus? Will ich in den himmlischen Saal treten wie einer, der die ganze Nacht verlumpt hat und nun am Morgen noch einen Nachgenuß sucht? Oder will ich meine Seele rein und meinen Magen nüchtern halten, damit ich einst an der Tafel sagen kann: O himmlisches Wesen, welche Wonne, in deiner Umarmung zu ruhen! Wie duften die Jasmine deines Busen! Wie strahlt deines Auges Sonne, o beschatte mich mit dem duftenden Schatten deines Haares! O Lust, ewig von deinen unentweihten Lippen Küsse zu trinken, über deren Süßigkeit es nichts gibt in der Welt! — Und so werde ich sprechen jeden Morgen und jeden Abend und jede Nacht, die zwischen dem Abend und dem Morgen liegt! Und so werde ich jeden Tag sprechen und jede Nacht geniessen! Und wenn du weisst, wie viele Tage die Ewigkeit hat, so zähle sie und sage mir das Ende!»

«Du verurtheilst also die Liebe dieser Erde?» warf ich ein.

«Sie ist das Werk Satans», erwiderte er. «Der ewige Widersacher wollte den Herrn nachahmen und schuf die irdische Verführung. Nur den Reinen wird sich Gott offenbaren, den Reinen, die ihren Leib züchtig bewahren! Der Diener Gottes befasse sich schon hier mit seiner himmlischen Braut. All sein Denken und Fühlen sei nur ihr geweiht, all sein Thun und Treiben sei nur ihr gewidmet; in seinem Innern darf kein Platz sein für eine irdische

Jungfrau, denn das beleidigt seine ewige! Er darf keine irdische anrühren, denn das würde seine ewige besudeln; er darf seine Blicke nicht für die Bewunderung der irdischen Reize hergeben, denn seine ewige leidet darunter! Er soll sich schon auf Erden mit ihr zu vermählen trachten, schon hier soll er mit ihr den Bund schliessen, welcher ewig sein wird. Dann wird sie ihn auch wie den ihrigen betrachten, wie ihren Gemahl, der aber noch einen Augenblick auf dieser Erde zögert, bald aber zu ihr kommen wird; und an der goldnen Schwelle des Zaubergartens wird sie ihn erwarten, ihm mit ausgestreckten Armen entgegen eilen und mit unendlichen Küssen ihn im Eden willkommen heissen!»

Als Ibn al Fahl geendet, fühlte ich mich von einem wunderbaren Traume ergriffen, als hätte ich einen Becher Wein getrunken, welcher mit den Spezeereien Indiens gewürzt war. Ich sah den Himmel offen, ich sah die schattigen Sykomoren und die schlanken Cypressen, ich hörte die Quellen rauschen und die Vögel singen; alles funkelte wie Smaragde, Rubinen, Topase und Saphire; grosse grüne Teppiche waren ausgebreitet, und darauf lagen zerstreut Demanten in unzähliger Menge und glitzerten wie kleine Blitze; alles war getaucht in goldnes Licht und in dämmerigen Schatten. Dort waren wunderbare Bäume, deren Namen ich nicht wusste; hohe Jasminstauden, vermengt mit Rosenbüschen, formten kleine Zellen, und dort in ihrem Schatten — o mein Gott, dort musste das Liebesglück des Edens sein!

Und mich fasste eine Sehnsucht, mich auch zu den Gefährten der rechten Hand zu zählen — doch ich durfte nicht hinein! Liebe! Liebe! Ja, so ist es, wie Ibn al Fahl sagt. Das ist der Sinn der Sûre «er-Rahmân»! O wie gütig ist der Herr des letzten Gerichtes! «Ihr sollt trachten, schon hier euch mit eurer himmlischen Braut zu vermählen!» Was ist Bâkî gegen Ibn al Fahl. Und ich fragte:

«Und du, bist du mit deiner Hûri vermählt? Entdecke mir dein Geheimnis!»

Doch ich sprach diese Worte zu einem leeren Zimmer. Ibn al Fahl war verschwunden. Da blieb ich eine Weile wie betäubt. War es nur ein Trug der Sinne, was ich jetzt erlebt, oder war es Wahrheit?

Mit den buntesten Gedanken beschäftigt, verliess ich die Wohnung meines Freundes mit dem Vorsatze, ihn morgen über das Geheimnis der Sûre weiter zu befragen.

* * *

Scheich Hâris Ibn Mamûn — das Heil des Propheten und seiner Nachkommenschaft sei über ihm! — erzählte weiter:

Als ich nach Hause gekommen war, warf ich mich auf mein Lager. Allein der Engel der Nacht, welcher allnächtlich aus jenen gestirnten Reichen

kommt und die Sterblichen besucht, gieng heute an mir vorbei! Er reichte mir nicht den Becher des süßen Schlummers, den Becher der lieblichen Träume, sondern im Gegentheil, seine Linke goss die Schale des Grübelns über mich aus. So warf ich mich ruhe- und friedenslos auf meinem Lager herum, ein Spielball der Gedanken, so wie ein Kahn, der von den stürmenden Wogen hin und her geworfen wird. Ich dachte über das seltsame Erlebnis nach. Ich vertiefte mich in das Geheimnis der paradiesischen Liebe, so tief wie ein Stein, der in einen bodenlosen See fällt. Wie schön muss eine Hûrî sein! Welche Pracht der Glieder — und Glieder, die in ihrer Nacktheit noch kein sterblicher Blick gestreift, ja kein Dschinn sogar, der Geist der Nacht, der nächtlicherweile sich an das Lager schleicht und dem jungfräulichen Mädchen die ersten Küsse raubt! Wie schön muss sie sein, wenn sie aus besonderer Gnade aus der Hand des Schöpfers hervorgieng! Welches Menschen Lippe will sie mit etwas Irdischem zu vergleichen wagen, da sie kein sterbliches Auge noch geschaut! O Hûrî, o himmlisches Wesen, ja, du bist jeglicher Entsagung wert!

Solche Gedanken tauchten auf in meiner Seele, und mir war's, als ziehe der Frühling in mein Herz ein; denn überall sah ich Rosen, Jasmin und voll entfalteten Lotos — und ein Duft, dass meine Seele müde wurde. Draussen waltete eine stille Nacht. Nichts störte die hehre Ruhe, kein Lüftchen streifte mit seinem Flügel vorüber; nur die Fontäne im Hofe der nahen Moschee plätscherte und rauschte, aber sie rauschte so lieblich, ihre Demanten, welche sie in die Lüfte warf, summten im Niederfallen eine so zauberische Musik, als ob sie die Liebesträume, welche wie Schmetterlinge die Blume meiner Seele umschwärmten, begleiten wollten. Die Nacht war bereits an der Neige. Der grosse Wagen hatte seine Deichsel umgewendet, der Sirius war untergegangen, das Auge des Aldebârân wurde blasser und blasser, der Vollmond lag wie eine bleiche Rose auf den grauen Fluten des Himmels; nur der Morgenstern funkelte wunderbar wie ein Demant im Ohr einer Sultanin.

Und über mich kam eine süsse Schwäche; mein Geist schwebte zwischen Traum und Wachen. Ich fühlte, wie mir Fittige wuchsen, immer grösser und mächtiger, ich fühlte, wie ich mich unter Flügelschlägen hob und — flog. Und mein Flug führte mich durch die Wolken, und dies war ein beschwerlicher Weg; denn die Wolken nahmen die abenteuerlichsten Gestalten an, formten sich zu Löwen, Tigern, Drachen, Schlangen, Krokodilen und anderen Ungethümen und verstellten mir den Weg. Ich kämpfte mit den Fittigen, aber vergebens! Da hörte ich eine Stimme, welche von oben kam: «Gottes Gnade sei über dir! Was du thun willst, ist gut, doch du bist zu schwach! Rüste dich mit der Rüstung des reinen Geistes und panzere dich mit dem Panzer der Entsagung. Schlage den Weg ein, den dein Freund Ibn al Fahl eingeschlagen, und siehe, das Ziel wird dich nicht täuschen!»

Und da rief ich: «O Hûrî, o meine Hûrî, o Hûrî!» Nun wich der mächtige Wolkenkranz von mir, der mich umschloss, und eine Flut von goldenem Lichte ergoss sich über mich. Meine Augen wurden geblendet. Duft wie von Veilchen und Rosen erfüllte den Raum; Musik, wie ich sie noch nie gehört, umzitterte meine Ohren und berauschte meine Seele, und eine Gestalt, in einen Schleier gehüllt, wurde sichtbar; ihre Glieder strahlten wie die Sonne, welche aus den Morgennebeln taucht. Und die Gestalt näherte sich mir und streckte nach mir ihre Hand . . . ich wollte nach ihr meine Hand ausstrecken, um ihr Angesicht zu entschleiern — da erdröhnte eine mächtige Stimme . . . und ich erwachte. Die Stimme war mir bekannt, es war dies der Muezzin, welcher zum Morgengebete rief.

Ich stand auf, verrichtete mein Morgengebet und eilte hinaus; denn ich brannte schon vor Ungeduld, mit Ibn al Fahl bei unserem Meister zusammenzutreffen. Auf meiner Zunge hatte ich eine ganze Ladung von Fragen, mit welchen ich ihn bestürmen wollte! Ich wollte ihn bitten, mir den rechten Weg zu enthüllen.

Als nun endlich die zum Unterrichte festgesetzte Stunde kam, waren alle versammelt — nur Ibn al Fahl fehlte noch. Und er kam auch heute nicht. Mit Ungeduld erwartete ich das Ende des Unterrichtes. Und als er geschlossen war, duldeten mich die Begierde nicht länger im Kreise meiner Lehrer und Genossen und ich eilte in die Wohnung meines Freundes. Aber zu meinem Erstaunen fand ich sie leer! Wo ihn also suchen? Ich durchlief dieselben Stellen und Orte wie gestern — doch Ibn al Fahl blieb unentdeckt. Ich fasste also den Entschluss, ihn des Abends abermals in seiner Wohnung aufzusuchen.

* * *

Scheich Hâris Ibn Ma'mûn — Gott erbarme sich seiner! — setzte seine Erzählung fort:

Den ganzen Tag konnte ich keine Ruhe finden, aber die Unruhe steigerte sich aufs höchste, als ich Ibn al Fahl abends in seiner Wohnung abermals nicht fand. Trotzdem trat ich weiter ins Zimmer und sah mich um. Da gewahrte ich auf einem kleinen Tischchen ein beschriebenes Papier. Ich nahm es und las:

Im Namen Gottes des Erbarmungsvollen!

Ich preise den allmächtigen Schenker aller Gnaden — und den gütigsten Lenker auf allen Pfaden! — Ich preise ihn, die Quelle aller Wonne, — ich preise ihn, die lichte Wahrheitshelle der Sonne! — Ich lobe ihn vom Morgenstrahle bis zum Abenddunkel, — ich lobe ihn beim Sorgenmahle wie beim Freudgefunkel! —

Siehe, ich habe mir erwählt den beschwerlichen Weg der Vollkommenheit. Ich habe die Blume meiner Jugend nicht gepflanzt in den üppigen


~~~~~

Garten der Wollust und der Sinnenlust, sondern in die Wüstenei der Entwöhnung und der Entbehrung! Und wollte mein Leib die Empörung, so drohte ich ihm mit der Zerstörung, und ich hatte auf seine Bitten keine Erhörung und auf seine Klagen und Fragen keine andere Antwort, als Klärung und Reinigung, und kein anderes Ziel, als Abschwörung dem Irdischen und mit dem Paradiese Vereinigung!

Und so bin ich denn angelangt bis zu jener Station, wo der Pilger fragt, wo ist das Eden? Auch ich habe in meinen Tagen und in meinen endlosen Nächten gefragt und gegrübelt, geächzt und geseufzt: Wo ist das Eden? Und ich betete fünf Jahre lang ohne Unterlass die ganze Nacht: O Herr, zeige mir das Eden! Führe mich an seine Schwelle, du gütiger Leiter, und sende mir in meine Zelle einen Begleiter! Und ich klopfte an die Pforte der Sûre «er-Rahmân» und verlangte Einlass in den herrlichen Palast des Geheimnisses. Und in meinen Nächten sprach ich zu Gott: O Herr, der du den Koran gelehrt hast, lass mich ihn verstehen! Zeige mir die, deren süßen Namen ich nicht weiss und die du für mich bestimmt hast am Auferstehungstage! Sage mir, wer ist meine paradiesische Braut? Sende mir einen deiner Wegweiser, dass er mich in der heiligen Nacht der Auffahrt\* an der Hand führe und mich an die Grenze deines Gartens leite, auf dass ich von ferne schauen kann das herrliche Geschöpf, das du für mich erschaffen hast! Oder bin ich noch nicht würdig dieser Gnade der Gnaden? Frei bin ich von unreinen Trieben, ich habe mich gewöhnt, nur unter den Sternen meine Blicke zu weiden, und vergessen habe ich bereits, welche Augen irdische Weiber haben. O Herr, du selber hast uns gelehrt: Meine Gnade ist unermesslich! Jetzt flehe ich dich an um die Gnade: Zeige mir meine Hûri! Wie will ich dann rufen: Welche Wohlthat eures Herrn wollt ihr noch leugnen?

So betete ich mit Beharrlichkeit und ermüdete nicht. Und eines Nachts hörte ich eine Stimme, welche mich rief. Ich antwortete: Hier bin ich! Und die Stimme, welche wie ein vorbeifahrender Wirbelwind erklang, sprach: Siehe, ich habe dich erwählt zur lebendigen Zunge der Sûre «er-Rahmân». Du hast mich gebeten um Rechtleitung in den Palast des Geheimnisses, und ich habe dich erhört! Ich habe dich erhört, denn deine Seele ist klar und deine Sinne sind gereinigt; dein Herz ist fromm und dein Auge ist sündenlos. Drum höre!

Wenn du den grossen Vollmond sich vom Horizonte heben siehst, und wenn seines Glanzes Schleier in die Gewässer wieder sinken und ihn dann über Berg und Thal du schleppen siehst, so bleibst du in Verwunderung stehen! Welcher Glanz, welche Pracht! rufst du! Doch du wirst vor Wonne weinen und vor Liebessehnsucht wird sich dein Herz zusammenschnüren,

\* Die Nacht, in welcher der Prophet auf dem Pferde Burâk in den Himmel ritt.



wenn du das Antlitz deiner Hûrî sehen wirst! Ist nicht meine Schöpfung ein Wunder? Und meiner Wunder grösstes ist deine Hûrî! — Und wenn im Mai die Rosenknospe sich halb öffnet und in anmuthsvoller Schüchternheit noch zaudert, sich ganz zu erschliessen — so staunst du! Doch was wirst du zu den Lippen deiner Hûrî sagen? — Die Rose entblättert der Herbstwind. Doch diese Rose ist ewig! Und wenn sie dich anlächeln wird, so werden sich sofort deine Gedanken in Rosen und Perlen umwandeln und deine Seele wird eine süsse Betäubung fühlen — und du sinkst in die weichen Arme deiner Hûrî! — O du Glücklicher! — Und welche Sterne liebst du am meisten? Den Aldebârân, den Kanopus, die beiden Sterne al-Farkadânî oder den Abendstern im Aufgange? Doch was sind all die Gestirne gegen die unsagbare Pracht der Augen deiner Hûrî. Wäre sie auf Erden und würde sie zum nächtlichen Himmel aufblicken — so kämen alle Sterne herab und würden sich anreihen an den Saum des Gewandes deiner Hûrî! Ihr Auge ist dunkel wie eine mondlose Nacht, und dennoch wird ihr Blick auf dir ruhen wie die Mittagssonne! Ihr Auge ist ruhig, und dennoch wird ihr Blick dein Herz in ein stürmendes Meer verwandeln! Die Wonne ihres Anblickes zu saugen — darin wird deine Speise bestehen, und die Küsse von ihren Lippen nehmen, welche süsser als Zuckerrohr sind — das wird dein Trank sein! O du Glücklicher! — Oder soll ich dir noch ihre Wangen schildern? Soll ich dir etwa sagen, dass sie frische Tulpen sind, wie sie die Erde nicht hervorbringt? Oder soll ich dir noch ihre Haare beschreiben? Die Haare, welche aufgelöst sind und ihr über die weissen Schultern fallen wie Quellen des Gebirges? Keine Nacht ist so dunkel und kein Abgrund so finster, wie die Haare deiner Hûrî. Aber die Nacht nimmt am Morgen ein Ende und der Morgen schreckt dich; doch die Nacht ihrer Haare wird dich zu ihr ziehen, dass du vor Wonne und Sehnsucht sterben würdest, wenn du sterben könntest! Kein Ambra ist so duftig und kein Moschus, den die Antilope Isfâhâns hervorbringt, wie das Haar deiner Hûrî! — O du Glücklicher! — Dies alles wird dir gehören! Und willst du erfahren, wie ihre Glieder sind? Ein zarter Schleier hüllt sie ein und schützt sie. Sie strahlen wie die wolkenlose Sonne, und deine sterblichen Augen würden erblinden, wenn sie nur ein Strahl ihres Glanzes treffen würde! Oder soll ich dir sagen, wie wunderbar ihr nackter Busen ist! Werden es deine schwachen Sinne ertragen? Hast du je Schnee gesehen, welcher brennt? Und hast du je eine Welle gesehen, die Feuer sprüht? Sieh, ihr Busen ist der Schnee, doch wenn du ihn an deine Brust legst, wirst du einen Brand fühlen, doch einen süssen, und du wirst wünschen, er soll ewig brennen! Und sieh, ihr Busen ist eine Welle, sanft gewölbt, und wenn sie an deiner Brust wird branden, wird dein Herz von einer Glut erfasst werden; doch diese Glut wird dir so angenehm sein, dass dir die Sinne schwinden werden und du rufen wirst: ‚O bleibe ewig!‘ Und er wird ewig bleiben! O du Glücklicher! — Sieh, was ich für dich



~~~~~

bereitet habe! Deine Hûrî ist mit einem Schleier verhüllt, und diesen Schleier wirst du allein lüften — nur du allein! O welche Reize wird dein Auge dann sehen! Da werden sie vor dir liegen die prächtigen Glieder in ihrer schattenlosen Nacktheit! Entblösst nur für deine Blicke! — O du, der du so glücklich bist, denn wisse, kein Auge hat noch ihre Glieder gestreift und mit einer unreinen Begierde befleckt! Kein Dschinn hat sie berührt, der irdischen Weibern unzüchtige Träume sendet und in ihren Herzen wollüstige Sehnsucht weckt! Wie sie aus meiner Hand hervorgieng, so wird sie in deine Arme sinken! Und siehe, o Glücklicher! deine Hûrî wird ewig blühen, ewig duften, ewig strahlen! Der Herbst des Alters nagt an der irdischen Schönheit, doch an der paradiesischen nicht. Hier gibt es keine Spinne des Überdrusses, welche über die Laube der Liebe ihre Gespinnste zieht. Deine Umarmung wird ihre Jungfräulichkeit nie vernichten! — Und weiter will ich dir noch sagen: Sie wartet auf dich, sie wartet, o Glücklicher! — — —

Weiter konnte ich nicht lesen, setzte Hâris Ibn Ma'mûn fort, denn ich vernahm Schritte, welche sich näherten. Schnell schlüpfte ich hinter einen Vorhang, um zu sehen, was vorgehen würde; denn die Neugierde und Sehnsucht hatte mich so gewaltig ergriffen, dass ich entschlossen war, um jeden Preis das Geheimnis meines Freundes bis ans Ende zu ergründen. Und in der That war es Ibn al Fahl, welcher eintrat; ich beobachtete ihn durch eine Ritze des Vorhanges.

Zunächst entkleidete er sich und nahm die Waschung vor. Dann holte er eine kleine Kugel hervor, welche einen matten Schimmer von sich gab, und legte sie auf den Tisch. Die ersten Schatten der Nacht hielten bereits Einzug in das Zimmer und die Kugel theilte nur wenig die Dunkelheit, so dass mein Auge nicht klar unterscheiden konnte. Ibn al Fahl stellte sich hierauf auf den Teppich, nachdem er einige andere Gewänder hervorgeholt hatte, nahm eine stramme Haltung wie die Ceder an und rief gegen die leuchtende Kugel gewendet:

«Du Stern meines Lebens! Du Symbol meiner Reise! Du Zeichen meiner Wanderung! Als ich dich durch die Gnade des Allerbarmers, der in mir wohnt, erkannte und zu dir flehte, nicht in der Nacht unterzugehen und nicht in den Wolken zu verlöschen, sondern mir den rechten Pfad zu weisen, da flogest du zu mir herab auf meinen Weg und funkeltest vor mir hin wie ein Irrwisch, und ich schritt, Trost im Herzen, nach. Dann aber erhobst du dich langsam — und mein Weg wurde steiler!»

Bei diesen Worten wurde die Kugel auf dem Tische heller.

Ibn al Fahl nahm nun aus dem Bündel der Gewänder einen Burnus aus grobem grauen Tuche und zog ihn an.

Hierauf sprach er, immer gegen die Kugel gewendet:

«Und ich begann zu entsagen den rohen Begierden des Fleisches und zu entwöhnen den rohen Neigungen des Leibes. Und so wie vom Holz-

scheit, wenn es angezündet wird, ein dichter Rauchqualm aufsteigt und ein Raub der Lüfte wird, also löste sich von mir los der Rauch der leiblichen Wünsche, der Qualm der Sinneslust. Da stiegst du Stern meines Lebens noch höher und mein Weg ward steiler!»

Und die Kugel leuchtete abermals auf und strahlte um einen Grad heller.

Ibn al Fahl nahm ein zweites Gewand von himmelblauer Farbe, und indem er es anlegte, sprach er:

«Meine Seele war noch mit den Wolken der Eitelkeit, des Ehrgeizes und der Ruhmsucht bedeckt; ein Gewitter folgte dem andern, Blitze störten die Ruhe des Firmamentes und Donnerrollen des Zornes unterbrach den Seelenfrieden. Da stiegst du höher, o Leitstern meines Lebens und meine Seele ward reiner Azur!»

Da blitzte die Kugel auf und heller strahlte ihr Licht.

Und ein drittes Gewand nahm Ibn al Fahl. Dieses war von rothem Stoff. Er sprach:

«Der Qualm war verschwunden, die Wolken verjagt, aber das Herz lohte noch in unbändigen Flammen. Mein Herz hatte noch Fittige der Sehnsucht, welche als ihre Heimat die Erde betrachteten. Die Flamme von Schlacken der Leidenschaften verunreinigt. Da schenkte mir der Allgegenwärtige, der in mir wohnt, eine neue Flamme; hinein warf ich mein Herz und läuterte es, die Schwingen der Erdensehnsucht fielen ab und von den Schlacken löste sich das reine Gold! Und wieder stiegst du, o Symbol meiner Pilgerfahrt, und immer steiler ward mein Steg!»

Und die Kugel leuchtete auf wie der Sirius.

Hierauf nahm Ibn al Fahl einen weissen Talar, welcher wie frisch gefallener Schnee schimmerte, und setzte fort:

«Doch was unterscheidet den Vollkommenen von dem Unvollkommenen? Etwa das Freisein von irdischen Gebrechen? Ist schon der Tag schön, welcher frei von Wolken und Gewittern ist? Noch fehlte mir das Gemüth! Das Licht meines Geistes war noch gespalten in Regenbogenfarben. Das Prisma der Welt hat es noch zersetzt; doch die Linse der inneren Vertiefung hat es zu einem weissen Strahle vereinigt!»

Da erhob sich die Kugel von dem Tische und begann zu schweben und weisse Blitze zu sprühen.

Und Ibn al Fahl griff nach dem letzten Gewand und zog es an; es war dies ein Kleid ohne Ärmel, länger als die übrigen, und es schimmerte wie das Sonnengold, welches beim Aufgange in den Fluss fällt. Hernach sprach er mit erhöhter Stimme:

«Nun gehe auf, du Sonne meines Geistes! O leuchte auf, du Taggestirn meines Lebens! Leuchte auf! Denn siehe, ich habe beendet den Weg und erklommen die steile Höhe! Ich habe erstiegen die 3650 Stufen der Ent-

sagung und Entbehrung; nun bin ich am Tempel der Vollkommenheit und poche an seine amethystne Pforte. Öffne dich, o Palast der Verborgenheit aller Dinge, und führe mich ein in die hellen Säle der Erkenntnis und der Befriedigung! Ich habe abgestreift das Gewand der Welt und habe angezogen das Gewand des Geistes. Ich habe die Pforten der Welt vor mir verschlossen und flüchtete mich in mein Inneres, um mir die Pforten des Geistes, des Paradieses zu erschliessen! Ich floh aus der Welt des Scheines und nahm mein Asyl in der Welt des Wissens! Gross bist du, Allah, der du in mir aufgehst, leuchtest und wachsest wie der aufgehende Sirius!»

Und während er diese Worte mit Emphase sprach, schwebte der Stern über seinem Haupte, und sein Licht war so stark wie die Mittagssonne und blendete die Augen.

Darauf rief er: «Nun zu dir!»

Er begann sich wieder zu entkleiden, behielt aber den weissen und den goldenen Talar. Dann rief er mit erhabener Stimme: «Ich komme, ich komme, dein Bräutigam ist bereit!» Hernach flüsterte er einige Worte vor sich hin, worauf der Stern über seinem Haupte allmählich erblasste, sodass von ihm nur ein schwach schimmernder Punkt blieb.

* * *

Hâris Ibn Ma'mûn — der Segen des Herrn sei über ihm! — erzählte weiter:

Jetzt beobachtete ich genau aus meinem Verstecke jede Bewegung des Ibn al Fahl. Und da sah ich, wie er gegen eine Ecke seines Zimmers zuschritt, wo sich ein Vorhang befand; diesen schob er weg, und es wurde eine Thür sichtbar. Er that sie auf und schlüpfte hinein. Da ich entschlossen war, den Becher seines Geheimnisses bis auf die Neige zu trinken, so folgte ich ihm in die Dunkelheit nach. Und ein Staunen fasste mich. Ich sah Ibn al Fahl eine enge Treppe hinaufsteigen, und der blass schimmernde Stern schwebte über ihm! Oben angelangt, schob er abermals einen Vorhang beiseite und schlüpfte in eine Kammer, deren Anblick mich auf den Gipfel des Erstaunens brachte. Ich stellte mich hinter eine Säule und wartete, was da geschehen sollte.

Ibn al Fahl stellte sich in die Mitte und flüsterte einige Worte zu seinem Sterne; alsbald sprühte dieser auf, als wollte er eine Sonne werden, und überflutete das ganze Zimmer mit einem blendenden Lichte. Und ich sah überrascht die Pracht eines königlich eingerichteten Harîmzimmers! Hier standen blühende Jasminbüsche, an welche sich Cameliën- und Rosenstauden in schwesterlicher Umarmung anschmiegten; und sie zogen sich wie ein Kranz um das Zimmer. In den Ecken ragten Cypressen hervor. Eine Fontäne

durchschimmerte wie ein aus Diamanten gebildeter Strahl den Raum. Dort in der Ecke aber stand ein breites Ruhebett, dessen schwellenden rothseidenen Pfühlen ein Duft entstieg, welcher zu der Seele in den schmeichlerischsten Melodien sprach. Dieses Bett war von einem oben an der Decke herabwallenden Vorhang halb verhüllt. Zu beiden Seiten standen Candelaber, auf welchen bläuliche Flammen flackerten; das duftende Öl, welches hier brannte, verbreitete einen so aromatischen Nebel, dass sich die Seele wie von unsichtbaren Armen ergriffen und in einen weiblichen Schoss hingezogen fühlte. War es wirklich der Vorhof des Paradieses? O glücklicher Ibn al Fahl! Also es war Wirklichkeit? Ich fühlte, wie sich mein Herz weitete und wie meiner Seele Flügel wuchsen: das waren die Fittige der Sehnsucht, der Sehnsucht nach den Armen einer Hûrî!

Ibn al Fahl stellte sich nun neben dem Ruhebett auf, verschränkte die Arme und rief, seine Blicke unverwandt auf den Stern gerichtet:

«O Azrâ'il, der du die Grenze zweier Reiche bewachst, des Lebens und des Todes, dich beschwöre ich bei dem Morgenroth, das du in der Rechten, und bei dem Abendroth, das du in der Linken haltest: Lass meine Worte unversehrt durch das Thor des Todes gehen, unberührt von deinem kühlen Hauche, denn sie gehen den Weg, wo Hûrîs wohnen!

O ihr Geister, die ihr zwischen Erd' und Himmel schwebet, höret mich bei den Sternen, deren Bahnen ihr lenket! Nehmet in eure Mitte meine Worte und geleitet sie sicher durch die Stromschnellen der Gestirne und Meteore an die Schwelle jener Räume, wo Hûrîs wohnen!

Und du, o Isrâ'il, du Harfe des Paradieses, der du das Thor des Edens bewachest, auch du höre mich! Lass meine Worte wie ein Lüftchen, das aus Rosen- und Resedabeeten kommt, durch deine Harfe gleiten, und beflügelt mit den Fittigen der Harfentöne mögen sie wie ein Schwarm von buntschillernden Schmetterlingen dorthin, wo unter der schattigkühlen Sykomore meine Hûrî mich erwartet, fliegen und ihr Haupt, ihr zauberschönes Haupt umschwärmen!»

Hierauf rief Ibn al Fahl mit erhabener Stimme:

«O Hûrî, o meine Himmelsbraut, deren nackte Glieder wie die Sonne leuchten, sei mir gegrüßt!»

Und diesen Gruss rief er so vielmals nacheinander und jedesmal stets schneller, dass ich nicht imstande war, zu zählen. Seine Stimme erklang immer emphatischer, immer glühender und vertiefter; dabei machte er immer schnellere und schnellere Verbeugungen, so dass er fast mit der Stirne den Boden berührte. Bei jedesmaligem Grusse: «O Hûrî, o meine Himmelsbraut, deren nackte Glieder wie die Sonne leuchten, sei mir gegrüßt!» sprühte der Stern über ihm intensivere Regenbogenblitze, so wie ein Riesendiamant, welcher in der Sonne spielt.

Nachdem er einige hundertmal diesen Gruss ausgerufen, rief er ihn zum letztenmal, doch langsam und mit einer so wehmuthsvollen Stimme, das mir Thränen in die Augen kamen:

«O Hûrî, o meine Himmelsbraut, deren nackte Glieder wie die Sonne leuchten, sei mir gegrüsst!»

Hierauf fiel er wie zur Anbetung nieder und legte seine Stirne auf den Boden, welcher mit seltsam gezeichneten Teppichen belegt war. Dann richtete er sich zu einer halb sitzenden, halb knienden Stellung auf und sprach mit sanfter Stimme:

«O du himmlisches Wesen, du Bewohnerin der paradiesischen Auen, du mir von Ewigkeit angetraute Braut, sieh, meine Seele ist bereit, dich zu empfangen! Warum zauderst du, aufgeblühte Rose von Keisers Ufern? O komm und erfülle meine Umarmung mit deinem Duft! Sieh, täglich geht die Sonne auf und täglich geht sie unter; doch was ist die Sonne mir? Wenn der Gedanke an dich in meiner Seele auftaucht, geht meine Sonne auf, und wenn er schwindet, geht sie unter! Und allnächtlich wirft die flutende Welle der Nacht an den Strand der Erde Perlenbänder von strahlenden Sternen; doch was sind die Sterne mir? Mit den Träumen an dich leuchten auf und verblassen meine Sterne! Oder hat diese Erde nicht genug schöne Augen? Doch ich bin blind — weil die deinen mich geblendet! Und genug Rosen, welche lächeln und Küsse bieten, bringen diese Thäler hervor — doch ich habe keinen Geruchssinn für sie! Mich hat berauscht der Jasminduft Edens! All die Schätze irdischer Frauenschönheit lasse ich an mir vorübergehen!»

Hierauf improvisirte er die Verse:

Ich habe meine Seele dir ergeben,
Ich habe dir geweiht mein ganzes Leben,
Nur dir, nur dir allein!

Es leuchtet ausser dir mir keine Sonne!
Nur du bist Leben, Licht und Glück und Wonne,
Nur du, nur du allein!

Du bist mein Denken, Träumen, Trachten, Wollen!
In dir nur find' ich den Genuss, den vollen,
In dir, in dir allein!

Von Erdenweibern frei sind meine Hände;
Dir bleib ich treu bis an mein Lebensende,
Nur dir, nur dir allein!

Hierauf rief er nach einer Weile mit einer so rührenden und sehnsvollen Stimme, dass er hätte Felsen rühren können:

«O Hûrî, du gesegnete, du reine, unangetastete Lilie, verlasse die lichten Räume, verlasse die dämmerigen Büsche und die weichen Pfühle, auf welchen du mich erwartest, und steige zu mir herab! Du Seele meines Leibes! Oder glaubst du, kann der Leib ohne Seele leben? Du erfüllst mich ganz, so wie

der Äther den Weltraum erfüllt! Wenn ich das Schreibrohr nehme und schreibe, so spricht mir jedes Elif, wie schlank dein Wuchs ist, jedes Lâm spricht, wie wellig dein Haar ist; jedes 'Ain erzählt mir von der Pracht deines Auges und jedes Mîm von der Anmut deines Mundes.* Ich vermeide es, andere Gegenstände im Sinne zu haben; denn andere Gedanken zu haben als an dich wäre Lästerung! O Hûrî, Hûrî, höre mich, erhöre mich, erhöre mich

O komm, o schweb' herab im Engelfluge,
Umhauche mich mit deinem Athemzuge —
Ich bin bereit!

O komm, dass ich den Wonnebecher trinke,
An meine Brust, in meine Arme sinke —
Sie sind bereit!

O komm, schenk' mir die Lippen, deine reinen,
Und lege sie im Kusse auf die meinen —
Sie sind bereit!»

Dann erhob er sich und schritt zu dem Ruhebett und schlug noch weiter die Vorhänge auseinander. Und ein neuer Strom von Arom überflutete das Zimmer, der Stern sprühte und funkelte wie ein diamantnes Wetterleuchten, aus den Candelabern stiegen dichtere Weihrauchwolken und eine leise, geheimnissvolle Musik, so wie Saiten, mit denen der Windhauch spielt, zitterte durch den Raum.

Ibn al Fahl sank auf das Ruhebett und rief wehmütig, klagend:

«O, warum zauderst du, zu kommen, du Geist meiner Augen, du meine Hoffnung und Verzweiflung? Warum willst du nicht einkehren in die Wohnung, die ich dir bereitet? Sieh, das alles ist für dich, nur für dich allein. Mein Herz soll der Schemel deiner Füße sein, die ich nicht aufhören werde, mit glühenden Küssen zu bedecken! Oder verschmähst du meine irdische Wohnung, die du eine Himmlische bist? Oder willst du mich erwarten dort oben und wartest du, bis ich komme? O Hûrî, komme, sei mein Gast für diese Nacht, denn heute ist die Nacht der Gnade!** Lass' deinen lichten Schatten auf mich fallen, dass ich in Liebeslust erbebe! Komm', verlasse des Paradieses Schwelle, die helle, und schwebe zu mir niederwärts zur süßen Vereinigung! O komme und flüstre mir deinen süßen Namen zu, du Namenlose! O sprich, wie nennen dich die Scharen der Engel, welche dich bedienen? Wie rufen sie dich, wenn sie dir meine Worte überbringen? Wie ist dein Name, nenne mir ihn, du Makellose! O, wie ich leide, wie ich dulde . . . o, ich versinke in einem Flammenmeer! . . . ein Ocean von Gluten umarmt mich . . . sind es deine Arme? . . . Und meine Lippen brennen . . .

* Elif, Lâm, 'Aim und Mîm sind Buchstaben der arabischen Schrift, welche mehr oder weniger Ähnlichkeit mit den oben verglichenen Körpertheilen haben.

** Die Nacht der Himmelfahrt Muhammed's, welche als gnadenreich gilt.

lohen? . . . sind es deine Lippen? . . . ich versinke . . . o Hûrî! . . . flüst're mir deinen Namen . . . deinen süßen Namen . . . erhö're mich, o meine Hûrî, o Hûrî, o Hûrî . . . o Seligkeit der Umarmung, o Wonne der Vereinigung . . . o Liebe, o Liebe, o Liebe! . . . »

Und Ibn al Fahl hörte nicht auf, Liebe, Liebe, Liebe! zu rufen, indem er ausgestreckt auf dem Ruhebette lag.

Aber nun erfüllte sich das Zimmer mit einem so grellen Lichtschein, als hätte der Stern, der in der Mitte schwebte, ein Meer von Sonnen oder von Blitzen geboren. Meine Augen waren geblendet, ich sah nichts mehr; alles schwamm in einem Nebel. Und nun geschah ein Wunder: Die Musik, welche anfangs leise tönte, erklang immer deutlicher und stärker, und von den verbrüderten Tönen löste sich eine Stimme, welche so wunderbar sang, dass es auf Erden nichts Gleiches gibt . . . Und die Stimme sang süß wie der Engel Isrâfîl:

«Suheira ist die Blüte des Paradieses, sie ist die Königin der Rosen, die in Eden sich erschliessen; die schönste Perle der Schöpfungskrone Allah's ist Suheira! . . . » Und dieser Gesang tönte eine Weile.

Da bemerkte ich einen Lichtstrom, der sich von oben ergoss und greller als alles übrige Licht war, einen blendend weissen, strahlenden Schatten, der, als ob ein Blitz wandelte, niederschwebte und den am Ruhebett liegenden Ibn al Fahl überschattete.

Da sank ich voll Staunen auf meine Knie und flüsterte: «Welche von den Wohlthaten eures Herrn wollt ihr noch leugnen?»

Doch der Herr des letzten Gerichtes hat mich nicht für würdig befunden, den Schleier von diesem Wunder zu lüften. Der Herr hat befohlen, und meine Ohren vernahmen, wie die zaubervolle Musik immer schwächer wurde, wie sie verstummte und wie der Vorhang der Finsternis nach und nach vor meinen Augen immer dichter wurde, bis dass meine Seele in die Nacht der Bewusstlosigkeit versank, indessen das Wunder der Wunder geschah.

* * *

Hâris Ibn Ma'mûn — Gott verzeihe ihm die Sünden! — setzte seine Erzählung fort:

O Fürst der Gläubigen! Grenzenlos ist die Gnade Gottes! Wahrhaftig, die sind schon auf Erden die Gefährten der rechten Hand, welche seinen Worten unbedingten Glauben schenken und seine Worte lieben!

Als ich aber aus meinem Taumel erwachte, fand ich mich stehend an der Fontäne im Hofe der Moschee. Gottes Hand hat mich hergeleitet. Ich gedachte des Wunders, dessen Zeuge ich durch Gottes Güte ward. Und von dieser Stunde war ich entschlossen, denselben Weg der Vollkommenheit zu

wandeln, den mir Ibn al Fahl gezeigt hat. Ich wandte mich und gieng nach Hause; die ersten Strahlen des Morgenrothes vergoldeten die Wölkchen, welche wie Liebesträume zerstreut am Himmel schwebten.

Von diesem Tage an begann ich mir Entbehrungen aufzuerlegen; ich lebte in Enthaltbarkeit des Leibes und der harten Askese. Doch bald fand ich, dass ich eines Rathgebers bedürfe. Ich begab mich daher zu Ibn al Fahl. Allein seine Wohnung fand ich verschlossen. Ich wartete bis Mitternacht, allein er kam nicht. Auch die nächsten drei Tage wartete ich vergebens. Da nahm ich mir vor, einen ganzen Tag vor seiner Wohnung zu lauern. Und am vierten Tage, zur Zeit als der Abendstern aufgegangen war, sah ich Ibn al Fahl seine Wohnung verlassen. Ich schritt auf ihn zu und sprach:

«Gruss dir, Ibn al Fahl!»

Und er erwiderte:

«Auch über dir sei der Gruss!»

Und ich fuhr fort:

«Ich habe auf dich gewartet, um dich zu ersuchen, dass du mir weisest den Weg der Verborgenheit! Denn siehe, ich habe erkannt, dass du ein Wissender bist, und darum habe ich mich an dich um Rath und Zurechtweisung gewandt. Auch will ich, dass sich mir hier auf Erden die Pforten des Liebesparadieses öffnen; auch ich will mich schon hier mit meiner Hürî vermählen, und ich habe die Überzeugung gewonnen, dass die Hürîs kommen, wenn man sie ruft! Doch du weisst es besser, drum gib mir den Weg an!»

Ibn al Fahl gab zur Antwort:

«Den Weg, den ich wandle, kannst du nicht mit mir wandeln, denn wisse, zu deiner Hürî musst du, wenngleich auf einem ähnlichen, so doch einem anderen Wege gelangen. Und bist du einer von den Reinen und von den Festentschlossenen, so werde Sûfi. Für heute aber sei der Gruss des Allgütigen mit dir, ich habe wichtige Geschäfte zu besorgen.»

Und hiemit eilte er von dannen und liess mich in Gedanken stehen. Ich aber ahnte, dass er mich nur fortschicken wollte, damit ich sein Geheimnis nicht erfahre. Ich folgte ihm daher von ferne und hielt mich verborgen.

Und Ibn al Fahl eilte durch die Dämmerung hinaus aus der Stadt, längs des Tigris weit; und als er in den Palmenhain kam, schritt er hinein und ich ihm nach. Und nach langem Gange näherte er sich dem Grabmal des heiligen Scheiches Husein Muhammed. Als Ibn al Fahl bei ihm angelangt war, sah er sich nach allen Seiten vorsichtig um und stieg dann zu meinem Erstaunen in das Grab hinein. Ich schlich mich heran und gewahrte durch eine Mauerritze Licht; ich sah hinein. Doch ich traute meinen Blicken kaum, denn ich sah einen Greis mit lang herabwallendem, schneeweissem Bart in einem Sarge aufrecht sitzen, im Gespräche mit Ibn al Fahl, welcher vor ihm stand. Und ich hörte ihn fragen:

«O Meister, wissen die Dschinne mehr als die heiligen Scheiche?»

Der Alte erwiderte:

«Mein Sohn, wisse, dass die Dschinne die Hüter der Weisheitsschätze sind. Sie wissen mehr als die heiligen Menschen; aber wenn Gott über die Heiligen seine Gnade ausgiesst, so werden die Dschinne den Tempel des Geheimnisses aufschliessen und den Dürstenden an den Brunnen des Wissens führen!»

Und Ibn al Fahl fragte weiter:

«Doch, es gibt gute und schlechte Dschinne?»

«Für den Heiligen,» erwiderte der Alte, «gibt es nur gute; oder weisst du nicht, wie Gott dem Suleiman Macht und Gewalt über zwanzigtausend Dschinne gab? Weisst du nicht, welche Wunder sie auf seinen Befehl vollführten?»

«Ich weiss es, sie bauten in einer Minute einen Wunderpalast auf.»

«Ja, und es gibt solche auf Erden, zwischen Himmel und Erde und an dem Zaune des Paradieses; es gibt Geister, welche in der Wüste wohnen, welche die Gewitter erregen, welche die Wolken leiten und welche auf den Strahlen der Meteore schweben. Und wenn du ein Reiner vor Gott bist, so nimm diesen Ring.»

Und der Alte übergab ihm einen Ring, dessen Stein wie eine grüne Sonne leuchtete.

Er sprach weiter:

«Dieser Ring macht dir die Geister welche zwischen Himmel und Erde schweben, unterthan; auch die, welche die Erde bewohnen und welche an den Pforten des Edens schwärmen, kannst du beherrschen. Dieser Stein trägt sieben Sprüche. Die ersten drei für die Erde, die zweiten drei für den Äther, der letzte für das Paradies!»

Und der Jüngling fragte wieder:

«O Meister, wissen die Dschinne auch das Geheimnis der Hûris? Kennen sie das Geheimnis ihrer Schöpfung?»

Der Alte antwortete:

«Sie kennen es! Frage sie, bevor noch der Morgenstrahl den Gürtel des Orion löst.»

Und Ibn al Fahl fragte weiter:

«Siehe, mein Meister, ich habe angezogen das goldstrahlende Gewand des Geistes. Ich habe mich gereinigt von den Schlacken des irdischen Lebens. Ich habe dreissig Tage hintereinander gefastet, nichts als der Thau, den der Jasmin um Mitternacht in seinem Kelche sammelt, war meine Speise; und dreissig Nächte habe ich mich des Schlafes enthalten, damit nicht der Widersacher komme und mir in der Träume Kranz nicht die giftige Blume eines unzuchtigen Bildes einflechte, dreissig Tage und Nächte blieb ich wach, damit ich meine Seele rein und nüchtern bewahre bis zu der grossen Nacht der heiligen Auffahrt. Und sieh, als die Nacht gekommen war, da rief ich die

Hûrî, wie es unsere heiligen Bücher vorschreiben, ich rief sie in meine Arme herab, ich flehte sie um ihren Namen Und ich Glücklicher habe ihn vernommen. Die Harfe, die goldenen Saiten Isrâfîls waren es, die mir den süßen Namen anvertraut haben, und ich habe ihn wie eine Perle in meines Herzens Muschel verschlossen. Und plötzlich sah ich den Himmel sich spalten und einen ungeheuren Strom von goldgrünem Licht sich ergießen. Und ich sah einen Garten, dessen Bäume wie Saphire und Smaragde sprühten, ihre Kronen beugten sich unter der Last der funkelnden und flammenden Blüten; ich sah lauschige Büsche von Jasmin und Lotos, welche sich zu Lauben formten. Und plötzlich sah ich einen lichten Schatten hervortreten und zu mir herunter schweben. Und dieser Schleier war wie der Himmel so blau, und in seinen Falten funkelten alle Sternbilder des nächtlichen Firmamentes. Und die hohe majestätische Gestalt näherte sich mir ich breitete die Arme aus . . . dann streckte ich mich nach ihr, um den Schleier zu lüften und den Zauber ihres Angesichtes zu trinken . . . da zerfloss der Schein . . . eine Stimme wurde hörbar: Noch nicht! Noch nicht! . . . und indem die Stimme immer schwächer wurde, verblasste auch der Lichtschimmer, bis er ganz verlosch

O Meister, warum war es mit nicht vergönnt, den Schleier zu lüften und das paradiesische Antlitz zu schauen? Sieh, heute gib mir das letzte Gewand der Verborgenheit, damit ich ein Wissender werde wie du!»

Aber der Alte antwortete:

«O mein Sohn! Du hast die letzte Probe bestanden, und der grüne Talar, der Schlüssel zum Feuertempel des Verborgenen, des göttlichen Geheimnisses, ist dein! Nimm ihn hin und sei mir gesegnet, mein Bruder!»

Und er übergab ihm ein langes Kleid, welches grün wie Smaragd funkelte, und als es Ibn al Fahl angezogen hatte, küsste er ihn.

«Doch eines bedenke, mein Sohn,» fuhr der Alte fort, «wie konnten deine sterblichen Sinne eine unsterbliche Schönheit erfassen? Waren sie stark genug dazu? Dich haben die Dschinne dazu noch nicht gestärkt!»

* * *

Hernach, erzählt Hâris Ibn Ma'mûn weiter, verabschiedete sich Ibn al Fahl von dem alten Scheich und machte sich auf den Heimweg. Ich aber sprang beiseite, verbarg mich im Gebüsch, um das Weitere zu sehen.

Als bald kam auch Ibn al Fahl heraus, sah sich um und schlug den Weg in den Wald ein. Ich folgte ihm wieder in vorsichtiger Entfernung. Und als er eine lange Strecke gegangen war, kam er auf eine Anhöhe, welche mit allerlei Gebüsch bewachsen war. Hier lagerte er sich im tiefen Grase. Aus dem Verstecke einer Tamariske beobachtete ich sein Beginnen.

Ibn al Fahl sah lange zu dem klaren gestirnten Himmel empor; dann rief er:

«Wie schön der Stern funkelt! Oder bist du es, meine Suheira, die mir mit deinem Zauberauge winkt? Bist du es, ist es dein Lächeln, das mich begrüßt? Ich weiss, dass du es bist, die ehemals meines Schlummers Gewebe mit den schönsten Träumen durchwirkte! Ich weiss es, du hast die Sterne entzündet, welche mir den Weg hinauf zeigten! Ja, hinauf, hinauf zu dir! O Suheira, wann kommst du endlich, wann wird sich dein Athem vermischen mit dem meinen? Jeder Jasmin im Mai spricht zu mir: Wann wird der Tag kommen, wo du ihres Busens Blüte pressen wirst in betäubender Wonne an deine Brust? Und jede Nelke flüstert mir: Wann kommt die Nacht, wo dein Mund von ihren Lippen trinken wird den Trank der paradiesischen Küsse? O sprich, Suheira, wann kommt die Nacht?

O, wüsstest du, Bewohnerin des Edens, wie meine Seele brennt, wie sie dürstet und schmachtet nach dem Becher der himmlischen Liebe, der in deinen Händen ruht! O komm und lehre mich die Liebe und enthülle mir im Genusse das Geheimnis ihrer Schöpfung!

O Tochter Allah's! O Krone des Edens!

Gott sprach zu dem Monde: spalte dich, und zu den Thälern: bedecke dich mit Blument Teppichen! Und zum Smaragde sprach er: blühe und dufte! und zu den Wellen rief er: schäumet Perlen! Zu den Kronen der Akazien sprach er: singet! und zu dem Diadem der Sterne: strahle! Doch zu dir, Suheira, sprach er: liebe! O Liebe! Liebe! Warum zögerst du noch, Suheira, Suheira? Doch ich habe die Macht, ich habe die Gewalt jetzt über Himmel und Erde, und ich will deinen Schleier lüften und mich an deinem nackten Leibe, der lichter als die Sonne strahlt, satt küssen! . . . Ihr Dschinne, herbei ihr Dschinne!»

So rief Ibn al Fahl, und schon wollte er den Spruch seines Ringes aussprechen — da erschien im Osten die lichte Hand des Morgens und löste den funkelnden Gürtel des Orion, welcher dann erblassend niedersank.

Und Ibn al Fahl erhob sich und floh von dannen.

* * *

Der Erzähler — Gottes Gnade sei über ihm! — fädelte weiter die Perlen seiner Erzählung an:

Das Beginnen Ibn al Fahl's hatte meinen Sinn zu einem wildbewegten Meer gemacht. Kaum dass ich den nächsten Tag abwarten konnte, um ihn in seiner Wohnung aufzusuchen! Allein die Wohnung fand ich wieder verschlossen. Auf mein wiederholtes Klopfen erfolgte keine Antwort. Ich wartete also draussen; doch Ibn al Fahl kam nicht.

Da geschah es, dass eine Karawane in Bagdâd ablud und für mich einen Brief aus Massr* brachte.

Mein Vater — Gott schenke ihm das Licht des Paradieses! — schrieb mir, er fühle sich kränklich und wünsche, dass ich komme, um seinen letzten Rath zu empfangen. Ich reiste also ab, ohne meinem Freunde Lebewohl sagen zu können.

Indessen starb mein Vater — Gott erbarme sich seiner! — und in meiner Seele schlug die Trauer ihr düsteres Zelt auf und die Raben der Klage und des Jammers umflatterten es. Doch ich fügte mich in den Willen des Herrn und kehrte nach drei Monaten nach Bagdâd zurück.

Als ich aber meinen Freund aufsuchen wollte, fand ich ihn nicht. Seine Wohnung blieb verschlossen und auch mein tagelanges Warten und Lauern war vergebens. Ich erkundigte mich nach ihm in der Nachbarschaft — doch keiner wusste eine Auskunft. Da entschloss ich mich, das Grabmal des heiligen Husein Muhammed zu besuchen.

In der Abenddämmerung erreichte ich den heiligen Ort. Ich stieg die finsternen Stufen hinab, und nach langem Suchen stand ich an der Schwelle der Grabkammer. Und ein Staunen fasste mich bei dem Anblick, der sich meinen Augen darbot. In der Mitte stand ein Sarkophag, und in demselben lag der Greis, der Meister meines Freundes. Und ein grüner Schein, wie wenn die Sonne hinter einer Wolke verborgen ist, umschimmerte sein Haupt. Schon wollte ich niederknien und dem Heiligen meine Anbetung darbringen, als eine tiefe, hohle Stimme mir zurief:

«Wer bist du?»

Ich erschrak, fasste mich aber, als ich merkte, dass der Greis lebte, und antwortete:

«Ich bin es, der Freund Ibn al Fahl's; ich bin zu dir, o Heiliger, gekommen, um von dir zu erfahren, wo mein Freund verweilt.»

Da seufzte der Scheich auf, wie wenn der Herbstwind zwischen den dürrn Palmenkronen rauscht.

Und ich fuhr fort:

«Auch ich bin ein Süfî und habe den Weg der Entsagung gewählt, welcher in den Tempel der Verborgenheit und der Erkenntnis der Wahrheit** führt. Nun aber bei den drei Stufen der geheimnisvollen Wissenschaft*** mache mich mit dem Schicksal Ibn al Fahl's bekannt. Was ist mit seiner Hürî?»

Und der heilige Scheich antwortete, ohne sich in seinem Sarge zu rühren:

«Mein Sohn! sieh, lange ist es her, dass ich meine Jahre zählte, und ich zählte ihrer hundert und fünfzig. Dann aber liess ich ab zu zählen. Wohl

* Egypten.

** Hakîke.

*** Diese drei Stufen des Süfismus sind: Tharîk (Weg), Ma'rife (Erkenntnis) und Hakîke (Wahrheit).


~~~~~

hundert Jahre werden es sein, seit ich dies Grab, die Ruhestätte meines Lehrers Husein, mir zur Wohnung gewählt habe. Mein Geist ward klar wie der Äther und sehend wie Allah. Ich umfasse die Vergangenheit und die Zukunft; denn es gibt keine Gegenwart! Ich sehe alles mit den Augen des Geistes, denn meine irdischen Augen sind längst blind. Ich sehe alles, was auf der Erde geschieht, was unter der Erde erzeugt wird, was zwischen den Sternen geboren wird, lebt und webt, und ich wandle in den Räumen des Paradieses!

Was aber Ibn al Fahl betrifft, so höre!

Seit jener Morgendämmerung, welche dich von deinem Freunde getrennt hat, irrte Ibn al Fahl den ganzen Tag umher. Und als die Nacht eingebrochen war, sah er sich an dem Saume einer Wüstenei. Und es war gerade Mitternacht, als er in seiner Wanderung inne hielt und auf einem Felsgipfel stehen blieb, welcher aus der unermesslichen Wüste herausragte. Dann nahm er seinen Ring und sprach die ersten drei Verse. Hernach rief er mit lauter Stimme: ‚Ihr Dschinne herbei, ihr Dschinne hört mich! Ihr Dschinne!‘ Und sofort entstand ein Heulen in den Klüften, und ein Pfeifen um die Klippen, und die Lüfte füllten sich mit Rauschen und Sausen, und ein Brausen wurde hörbar, wie das eines herannahenden Gewitters. Und Ibn al Fahl rief abermals: ‚Ihr Dschinne, ihr Dschinne!‘

Da rauschten Stimmen in den Lüften: ‚Wer bist du, der uns aus unseren Wohnungen ruft mit gewaltigem Rufe?‘

Ibn al Fahl antwortete:

‚Es ruft euch einer, den Allah liebt, es ruft euch einer, dem Allah über euch Gewalt gegeben, es ruft euch einer, der mit Allah eins ist!‘

Und sofort verwandelte sich das Rauschen und Brausen in die süsseste Musik, und Stimmen, angenehm wie die Melodien Isrâfîl's, sprachen zu ihm: ‚Gebiete über uns, unser Gebiter!‘

Da sprach er:

‚Schaffet mir einen Ort, der würdig wäre, auf ihm den Gedanken an meine Suheira auftauchen zu lassen!‘

Und da geschah ein Wunderbares. Unsichtbare Hände breiteten Teppiche von duftigem Blütenrasen über die Gesteine, die schönsten und dichtesten Stauden sprosssten im Nu hervor, Cypressen, an welche sich Jasminbüsche anlehnten, ragten empor und Palmen schaukelten ihre Kronen hoch in der balsamischen Luft. Einer Quelle helles Gemurmel verrieth das Geheimnis, wo sich das schönste Plätzchen befand. Dahin schritt Ibn al Fahl. Und nun las er den vierten, fünften und sechsten Vers seines Ringes. Darauf entstand ein Blitzen und Funkeln in den Lüften wie ein Wetterleuchten. Und er rief:

‚Herbei, ihr Geister, die ihr zwischen Erd' und Himmel schwebet! Es ruft euch einer, den Allah liebt, der mit Allah vereint ist und dem die Gewalt gegeben ist von der Erde bis zur Schwelle des Paradieses!‘



Und es entstand ein Saitenklingen, lieblicher als das erste, und Stimmen erklangen:

„Wir sind dein, o unser Gebieter!“

Darauf rief Ibn al Fahl:

„Flieget bis an die Pforten des Edens, nehmt in den Sternenschleier auf Suheira, doch berühret mir keines ihrer geheiligten Glieder, und geleitet sie sicher durch das Meer der Sterne und Meteore in meine Arme!“

Und sofort las er den siebenten Vers. Da löste sich ein Stern vom Firmamente und fiel . . . . fiel vor ihn nieder:

„O Isrâfil, bringe ihr meine Worte, und wenn sie sich erheben wird, um ihre Laube zu verlassen und meinem Ruf zu folgen, geleite sie ans Thor des Edens! Deine Laute seien meiner Worte Dolmetsch, dass nicht die Laute, die aus einer sterblichen Kehle kommen, die Blüten ihrer Ohren verletzen!“

Und nun ertönte eine Musik, für deren Süßigkeit und schmeichlerische Weichheit die Menschengunge keine Worte hat erfinden können.

Hierauf sprach Ibn al Fahl:

„Es hat der Weg sein Ziel, es hat der Fluss sein Meer — seinen Frühling hat der Garten und seinen Tag die Nacht! — Nun hat auch meine Liebe ihre Erfüllung! Nun kommst du doch! O Suheira! O Blüte des Edens! Wonne meiner Augen! Nun werde ich schauen dein Angesicht! Nun werde ich meine Seele tief tauchen in das Meer deiner Augen. In das unergründliche Meer von Lust und Glück! Nun werd' ich hören deine Stimme, fühlen deinen Hauch und berühren dein Gewand! O Suheira komm, dass ich fühle die Glückseligkeit deiner Nähe, komm, eine süsse Ohnmacht fasst mich . . . ist es deine Nähe, o Liebe, o Liebe . . . o Vereinigung!“

Da wurde die Musik stärker und süßter, ein unbeschreiblicher Duft erfüllte den Raum. Die Luft über ihm wurde heller, wie von einem Blitze, welcher nicht erlöschen will. Der Stern über seinem Haupte zerfloss in einen grünen Schimmer und umgab ihn. Dann fiel es wie ein Schwarm von Schmetterlingen über ihn her: es war dies ein Blütenregen von oben. Und Ibn al Fahl rief immer: „O Liebe, Liebe . . . o Wonne . . . o Glück der Vereinigung!“

Und der Schein, der von oben kam, wurde immer greller, es wurde ein Rauschen von Fittigen hörbar, aber es klang so süß wie Gesang. Und der Schein nahm eine Gestalt an . . . die Glieder strahlten wie die Sonne durch den Schleier, welcher sie verhüllte. Die Hûri schwebte herab und streckte ihre Arme Ibn al Fahl entgegen. Und er rief, indem er sich ihr zu Füßen warf und den Saum ihres Schleiers feurig küsste:

„O sei mir gegrüßt, du Gesegnete, du Leben meines Lebens, du Einzige! Du Wunder der Schöpfung . . . sei gebenedeit, meine Suheira! O, dies



~~~~~

sind deine Hände, die himmlischen Lilien o, neige dich zu mir und sinke in meine Arme.'

Die Hürî aber sprach: ‚Bis in Irem* bin ich dein!‘ Dabei beugte sie sich über ihn und drückte ihm einen Kuss auf die Stirne.

Ibn al Fahl schrie auf und haschte nach ihr, um sie zu umfassen und sie an seine Brust zu drücken; allein die Hürî entschwebte und ihm blieb nur ihr gestirnter Schleier in den Händen übrig.

Die Musik verstummte allmählich und der Schein verblasste und vereinigte sich mit dem Schimmer des Morgenrothes, das soeben im Osten erglänzte.

Hier unter den Palmen und Jasminbüschen lag halb im Schlummer, halb im Wachen Ibn al Fahl bis zum Einbruch der Nacht. Dann erwachte er, ein süßes Lächeln auf den Lippen. Dann berief er seine Geister und sprach: ‚Führet mich nach dem Garten von Irem!‘

Er gieng. Und je weiter er gieng, desto schöner wurde die Landschaft, desto blühender der Rasen, desto duftender die Hecken. Mit jedem Schritte wurden die Bäume grösser, die Blätter funkelten und die Blüten strahlten. Noch nie sang der Bubbul wie hier! Die schönsten Vögel mit Regenbogengefieder am Halse und an den Flügeln sprangen hier von Ast zu Ast und zerrissen die Perlenschnüre ihrer Lieder, welche dann in den Lüften verrollten . . . Saphirne Bäche wanden sich wie blaue Schlangen mit Silberschuppen durch die smaragdenen Wiesen und spien Perlen an die Ufer aus Quellen murmelten süsse Weisen Schmetterlinge wie ein Blütenregen oder wie flatternde Flammen schwärmten durch die Laubengänge Es war immer lichter und lichter . . . Goldene Schatten wechselten mit kühlen Dämmerungen

Ibn al Fahl gieng weiter; seine Suheira weilte in seinem Herzen. Seine Gedanken umschwärmten sie wie die Falter einen Lotus. Und je weiter er gieng, desto mehr wuchsen ihm die Flügel seiner Sehnsucht. Er rief: ‚Bald werde ich dich umarmen, du Ersehnte, bald wirst du mir in die Arme sinken . . . ja, bald werde ich mit meinen durstigen Lippen aus deinen Gliedern, welche wie die Sonne leuchten, den Trank der ewigen Wonne trinken!‘

Und siehe, mit einemmale ward es ihm, als sehe er einen Blitz . . . er näherte sich ihm

Ibn al Fahl schrie auf . . . es waren das die Glieder, welche wie die Sonne strahlten. Suheira eilte ihm entgegen. Unter einem Jasminbusche war es, auf einen Pfuhl von Nelken, Thymian und Veilchen, wo ihm Suheira in die Arme sank. Da rief Ibn al Fahl in höchster Extase:

‚Nun habe ich dich erreicht! Lege dein zauberschönes Haupt auf meine Brust . . . Mir gehört dieser Mund, dem keine Rose gleichkommt, mir diese

* Der Garten von Irem soll von einem Könige in Mesopotamien angelegt worden sein.

Wange, die unter den Tulpen keine Rivalin hat! Mein ist dies wunderbare Auge, vor welchem Sterne untergehen müssen! Mein dieser Veilchenwald von Haaren und die Lotosblüten des Busens! O Wellen, o glühende Wellen des Busens! O welche Seligkeit! Du bist mein! O Küsse . . . Flammenmeer . . . Vereinigung!»

* * *

Hâris Ibn Ma'mûn — segne ihn der Prophet und die Nachkommenschaft! — erzählte, zum Schlusse eilend:

Nachdem der heilige Scheich so gesprochen hatte, verstummte er. Ich liess ihm Zeit, bis er sich erholt hätte von seiner Erzählung. Ich dachte: O mein Gott, wie gross ist doch deine Güte! Welche Wohlthat wollten wir noch leugnen?

Dann aber, von unendlicher Sehnsucht ergriffen, fragte ich:

O heiliger Meister, wo ist der Garten Irem?

Doch der Scheich gab mir keine Antwort. Und staunend sah ich, wie sich die grüne Gloriole von seinem Haupte trennte und langsam schwebte hinauf . . . hinauf. . . .

Da sah ich dem Scheich ins Angesicht . . . er war todt. Ich sank auf meine Knie und betete.

Und als ich aus dem Grabmal heraustrat und gegen Osten sah, da erblickte ich die schimmernde Hand des Morgens, wie sie den Gürtel des Orion löste. . . .

* * *

Nachdem Hâris Ibn Mâ'mûn seine Erzählung beendet hatte, rief er:

«Meinen Freund Ibn al Fahl sah ich nie mehr wieder! Wahrlich Gottes sind wir und zu Gott kehren wir zurück! Heil dir, o Fürst der Gläubigen!»

Und Schems ed-daula antwortete:

«Lob sei Gott dem Hoherhabenen! Auch über dir sei Gruss und Heil!»





ERIK BÖGH.

Dänisch.

HEINRICH MARTENS.

MYRTENZWEIGE.*

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war dreimal von der Kanzel verkündet worden, der Prediger war bestellt und das Brautkleid war genäht; die Kiste mit der Aussteuer stand ebenfalls fertig; es waren nicht gerade Kostbarkeiten, die sie enthielt, aber jeder Faden war der Mutter durch die Finger gelaufen, zuerst auf die Spindel und dann ins Gewebe: es war manche Stunde an der dürrtigen Aussteuer gesponnen und mancher Gedanke in dieselbe gewebt worden.

Der Hochzeitstag kam, und die Morgensonne warf durch die Fenster einen flüchtigen Blick in das Haus der Witwe. Alle waren wach. Die Alte war schon draussen in der Küche beschäftigt, das junge Mädchen sass am Fenster und blickte den Landweg hinab — von dort sollte er kommen — und die drei kleinen Schwestern lagen wachend in ihrem Bettchen, sie hatten die ganze Nacht nicht schlafen können, weil sie an die Herrlichkeiten dachten, welche der Tag bringen sollte.

Vormittags kam ein junges Mädchen vom Gute zur Braut. Es war die Tochter des Gärtners, ihre beste Freundin. Sie hatte ein niedliches weisses Körbchen in der Hand, das sie halb öffnete und dabei schelmisch in ihre Augen blickte, aber die Braut schlug die ihrigen nieder und erröthete. Der kleine Korb war mit Myrtenzweigen gefüllt.

Mittags standen die drei Kleinen oben auf der Anhöhe am Ende des Gartens. Sie trugen ihre Sonntagskleider und standen jetzt auf der Wacht, um es ihrer Schwester wissen zu lassen, wenn der Wagen mit dem rothen

* Die nachfolgende kleine Novelle ist den in fünfter Auflage erschienenen «Ausgewählten Erzählungen» des berühmten dänischen Autors entnommen, der mich zur Übersetzung derselben ins Deutsche autorisirt hat.

Der Übersetzer.

Kutscher* sich auf dem Berge zeige oder wenn das Posthorn sich hören lasse. Die Zeit wurde ihnen lang, das einmal nach dem anderen liefen sie hinein, um zu fragen, ob er nicht jetzt bald komme. «Ja, es kann jetzt nicht mehr lange dauern,» meinte die Mutter, aber es dauerte gleichwohl so lange, dass sie zu weinen begann.

Nachmittags zog ein Unwetter herauf. Der Himmel war finster und der Regen peitschte gegen die Fensterscheiben, die Kleinen mussten drinnen bleiben. «Aber warum kommt er denn nicht?» fragten sie ihre Schwester. «Wenn ihm nur nichts passirt ist!» flüsterte sie und wandte das Gesicht nach der feuchten Fensterscheibe, damit niemand sah, dass auch ihre Augen feucht waren.

In der Dunkelheit kam ein Brief an die Mutter. Als er gelesen war, weinte auch sie.

Es war ein trauriger Abend und eine düstere Nacht, welche nach dem Tage folgten, der Hochzeitstag hätte gewesen sein sollen, aber es nicht ward. Die Mutter, das junge Mädchen und die drei kleinen Schwestern weinten alle miteinander; aber nunmehr sind 70 Jahre seit dem Abend vergangen, und in diesen gab es so viele düstere Stunden und Tage, dass wir keine Thränen für sie alle haben. Daher weinen wir nicht mit denen, die vor langer Zeit weinten.

Thränen trocknen bald. Am nächsten Tage weinte das junge Mädchen nicht mehr; sie fieberte. In ihrer Gemüthsverwirrung träumte sie, dass sie Braut sei, alle ihre Freundinnen brachten ihr Kränze, sie war so unsäglich glücklich. Und der Traum gieng in Erfüllung. Die Krankheit nahm zu, und acht Tage später war sie unendlich glücklich: alle ihre Freundinnen brachten ihr Kränze — Kränze aus Buxbaum und Wintergrün.

Auch die Mutter weinte nicht am nächsten Tage. Sie beschäftigte sich mit ihrer kranken Tochter und entäusserte sich ihres Kummers über die Schlechtigkeit der Welt und die Falschheit der Männer bei der Nachbarin. Die Myrtenzweige warf sie zum Fenster hinaus.

Auch die drei kleinen Schwestern hatten ihr Leid überwunden. Jede derselben hatte ein grosses Stück vom Hochzeitskuchen bekommen und sie verzehrten es draussen im Sonnenschein auf der Bank unterm Fenster.

«O, sieh das hübsche Grün dort! daraus wollen wir einen Kranz binden!» rief die eine.

«Lasst uns es in den Sand stecken und spielen, dass es ein Garten ist,» sagte die andere.

«Nein, lasst es uns wirklich pflanzen — pflanzen in Blumentöpfe!» proponirte die dritte, und ihr Rath wurde befolgt! Die Kinder holten sich eine Flasche ohne Hals, einen thönernen Becher ohne Henkel und einen

* Die Postillone in Dänemark tragen rothe Röcke.

geborstenen Blumentopf herbei, den sie mit Garn umbanden, und darin pflanzten sie je ihren Zweig.

«Wenn wir jetzt nur warten, dann wachsen sie und werden grosse Bäume und tragen herrliche Blumen» — sagten die Kleinen.

«Ja, bildet euch das ein!» murmelte die Nachbarin.

«Weshalb sollten sie keine Blumen bekommen?» fragten die Kinder.

«Weil sie kein Glück haben! — Wenn aus derartigem Grün etwas werden soll, muss man es in goldene Krüge pflanzen und nicht in solch armselige Topfscherben. Aber das könnt ihr noch nicht begreifen!»

Das konnten die Kinder auch nicht, und es war sogar gut. Die Myrtenzweige waren williger, als die Nachbarin glaubte; alle drei wuchsen heran.

II.

Es vergingen zehn, es vergingen zwölf, ja, es vergingen mehr Jahre.

Das kleine Haus am Landwege war niedergerissen und an dessen Stätte eine prächtige Villa gebaut worden. Sie hatte Schieferdach, Veranda, Espalier, bunte Glasfenster in den Thüren und geschlossene Läden vor den Fenstern. Die Herrschaft, welche sie hatte bauen lassen, bewohnte das Haus nicht im Winter, und im Sommer reiste sie ins Ausland.

Wo aber waren die Witwe und ihre Kinder?

Die Alte war zu ihrer ältesten Tochter gezogen. «Drüben neben der Kirche unter dem weissen Siringenbaum!» antwortete die Nachbarsfrau, wenn man fragte, wo sie jetzt wohnten. Die drei kleinen Mädchen waren gross geworden. Fragte man nach ihnen, dann wusste sie nur, dass «ein jedes seiner Wege hinaus in die weite Welt gereist sei.»

Und jedes hatte seine Myrte mitgenommen.

Das älteste der Mädchen war das hübscheste; daher hatte ein alter Onkel es zu sich genommen. Er war ein vornehmer Mann und machte ein grosses Haus, voll so gross als er vermochte, und er sparte nichts an seiner Pflgetochter. Sie lernte tanzen, singen und spielen, hatte eine Gouvernante, mit der sie französisch sprechen konnte, und eine Kammerjungfer, die sie schmückte und frisirte.

Auch ihre Myrte kam zu Ehren und Herrlichkeit. Sie kam in einen Goldtopf, allerdings nicht von purem Golde, aber immerhin doch aus vergoldetem Porzellan. Jeden Morgen begoss der Diener sie mit Regenwasser und jeden Abend wurde sie von den jungen Herren, die in das Haus kamen, mit Galanerien begossen. Sie alle wussten Schönes von derselben zu sagen.

Und was wussten sie nicht von dem jungen Mädchen zu sagen! Sie war so schön, dass sie nicht ertragen konnten, an sie zu denken, und daher dachten sie auch nicht länger an sie, als sie in ihrer Nähe waren. Aber

wenn sie sie sahen, dann seufzten sie; je schöner sie wurde, desto mehr seufzten sie, und je mehr sie seufzten, desto schöner strebte sie zu werden.

Ihr Kopf war von den hübschesten Locken umkränzt, um sich aber noch schöner zu machen, schmückte sie ihn mit Kränzen, von denen der eine noch prächtiger als der andere war. Anfangs trug sie kleine Vergissmeinnicht, dann Feldblumen, dann Rosenknospen, dann Provencerosen, dann Georginen, dann Mohnblumen und dann Weintraubenranken mit Laub in allen bunten Farben des Herbstes.

Und während der eine Kranz dem anderen Platz machen musste, machte das eine Jahr dem anderen Platz. Schliesslich schmückte sie sich mit einem Kranz von reinen Goldblättern — in den Locken waren bereits Silberstreifen.

An ihre Myrte zu denken, hatte sie keine Zeit gehabt. Sie war inzwischen vertrocknet, verwelkt, verdorben.

«Des Weges gehen wir alle!» — seufzte sie und sah in den Spiegel.

Dann wurde die Myrte in den Hinterhof auf das Gefegsel geworfen. Dort fanden kleine Knaben sie. Sie schmierten Vogelleim auf ihre Zweige und fiengen Sperlinge darin.

Das waren die Blumen, die sie trug.

III.

Die andere Tochter der Witwe war nicht gerade schön, aber ein recht nettes kleines Mädchen war sie trotzdem, und dazu war sie gutmüthig und fügsam und nahm die Welt wie sie war.

Als die Mutter starb, kam sie in das Haus der Schwester derselben, die auch Witwe war, und ihre Myrte kam mit.

Die Tante hatte einen Sohn, der ihr Augapfel war, aber das war auch alles, was er war — er wurde nie etwas anderes.

Bei der Mutter erhielt er Essen und Trinken, Licht und Wärme, ein nettes kleines Zimmer, zwölf lange Pfeifen mit zugehörigem Tabak und Taschengeld oben in den Kauf, kurz gesagt: er erhielt alles, was er haben wollte — ausgenommen sein Examen, denn das sollte er selbst machen, und es war so schwer. Als er fünfundzwanzig Jahre war, wollte er eine Liebste haben, und die bekam er auch. Die Tante gab dem jungen Mädchen die Versicherung, dass er ein so herzenguter Mensch sei und so viel von ihr halte, dass es eine Todsünde sein würde, Nein zu sagen — und das Mädchen wollte ja keine Todsünde auf seinem Gewissen haben.

So wurde denn Verlobung gefeiert, und es war so herrlich und gut; jetzt hatte er ja «alles im Hause», und es war Freude und Liebe vom Morgen bis Abend.

Sein Zimmer war das einzige der Sonnenseite zugewandte, daher wurde die Myrte in dasselbe gebracht. O, wie viele süsse Worte wurden von den beiden Verlobten über die Myrte gesprochen! Und jedesmal, wenn einer von ihnen etwas gesagt hatte, dann wurde sie geküsst, und so gieng es fort, bis sie all das Süsse gesagt hatten, was gesagt werden konnte, und wenn es dann gesagt war, begannen sie von vorne, und da es sie schliesslich langweilte, zu sagen, was sie so oft gesagt hatten, sagten sie nichts, sondern küssten nur — nur aus reiner Langeweile.

Es ist merkwürdig genug, dass Myrten nicht im Junggesellenzimmer gedeihen können. Ob dort zu starke Ofenwärme im Winter oder zu viel Zug im Sommer, ob es der Tabaksrauch oder was sonst ist — genug, sie befinden sich da drinnen niemals wohl, besonders wenn sie dort ein halbes Stieg Jahre stehen sollen, und das musste die Myrte hier.

Es gibt eine Krankheit, die man Honigthau nennt, weil alle Blätter an dem Baume, welcher davon befallen, von einem süssen, klebrigen Saft, dem Honig oder Syrup ähnlich, bedeckt werden. Diese Krankheit bekam die Myrte drinnen bei den Verlobten. Die Blätter klebten zusammen, Staub und Daunen blieben an denselben hängen, bald konnte man nicht mehr sehen, ob sie grau oder grün waren — sie sahen jämmerlich aus.

Die Verlobten wussten fast nicht mehr, was sie mit der Myrte machen sollten, dann aber starb die Tante, und sie hatten somit an etwas anderes zu denken. Sie mussten sich trennen, und wie hart auch das Zugeständnis war — sie sahen ein, dass es für immer sein werde. Was sollte aus der Verlobung werden?

Er erhielt einen Platz bei einer Witwe — als Mann oder Bevollmächtigter, eines von beiden war es. Sie wurde Haushälterin bei einem Witwer, und da er sah, dass sie sowohl tüchtig wie sparsam und gut mit ihr auszukommen war, fand er, dass sie sich ebenso gut heiraten könnten, und dagegen hatte auch sie nichts einzuwenden.

Die Myrte — ja, die war allerdings so verraucht und verklebt und verkrüppelt, dass sie zum Brautkranz nicht verwendet werden konnte, aber das könne ja auch gleichviel sein, meinte der Bräutigam: er sei Witwer, und es solle nur eine Stubenhochzeit sein.

IV.

Die dritte Tochter war nichts weniger als hübsch. Sie hatte fromme, klare und kluge Augen, feine Haut und hübsche weisse Zähne, das musste man einräumen, aber dickes, rothes Haar und eine schreckliche Menge Sommersprossen hatte sie auch, und daher war man sich darüber einig, dass sie recht hässlich sei, und wenn Leute nur über Derartiges einig werden, ist es so gut wie entschieden.

Weder Onkel noch Tante nahmen sie zu sich, und daher musste sie zu Fremden, als die Mutter starb.

Sie trat bei dem reichen Kammerrath auf dem Gute als Jungfer in den Dienst, das heisst, sie diente den Kindern als Lehrerin und Kindermädchen, der Frau als Kammerjungfer und Nähmädchen und dem Kammerrath, Verwalter und Bevollmächtigten als Zielscheibe ihrer Witze — und deren gab es viele, denn sie waren nicht ausgesucht.

Die Landluft ist häufig etwas rauh, aber wenn nur das Herz frisch ist, fällt sie nicht so schwer auf die Brust; die Jungfer fühlte sich da draussen bald heimisch; es gab dort mehr zu hören und mehr zu thun, als sie gewohnt war; aber ein guter Wille zieht eine schwere Last, und man kann vieles hören, ohne dass die Ohren davongehen — damit tröstete sie sich.

Ihre Myrte hatte es fast besser als sie. Sie erhielt ihren Platz oben in der kleinen Thurmzimmer, welche man das Jungfernbauer nannte. Dort stand sie an den langen Sommertagen im offenen Fenster und sah in den Garten hinab, erhielt Morgensonne und Abendthau, hörte Vogelgesang und empfing Besuche von Bienen und Schmetterlingen. Es war kein Wunder, dass sie gedieh und nach allen Seiten ausschoss.

Während der Sommerferien gieng es lustig auf dem Gute her. Es kamen Fremde und Bekannte aus der Hauptstadt, und unter denen ein junger Student, der Munterste unter den Munteren. Er foppte die Jungfer auch zuweilen, aber nicht ganz auf dieselbe Weise wie die anderen, daher amüsirte es sie mehr.

Ausser anderen Schwänken gedachte er eines Tages ihre Myrte zu stehlen und einen Cactus an deren Stelle zu setzen. Die Thür zum Junfernbauer war verschlossen, aber das Fenster stand offen; daher gieng er in den Garten, holte sich eine Leiter und stellte sie an die Mauer. Er war bereits auf der obersten Stufe mit dem Cactustopf im Arm, als die Leiter unten ausglitt und er hinabstürzte. Da lag er nun. Das eine Bein war gebrochen, das andere verstaucht.

Auch hiefür musste die Jungfer büssen. Ausser ihren bisherigen Obliegenheiten musste sie nun auch Krankenwärterin sein; aber sie war es mit so grosser Umsicht und gutem Willen, dass der arme junge Mensch, der jetzt verstümmelt in einem fremden Hause lag, weder sein Heim noch die Pflege seiner Schwester entbehrte.

«Wollen Sie immer so freundlich gegen jeden sein, der Hals und Bein bricht, dann werde ich weiss Gott zum Winter, wenn ich Zeit habe, vom Dachfirst herunterspringen» — sagte der Verwalter.

«Das sollten Sie nicht thun! Schönjungfer hat keinen Platz im Herzen für mehr als einen verwundeten Ritter» — sagte der Bevollmächtigte.

«Pfui, schämt euch! Ihr macht ja die Jungfer über den ganzen Kopf roth» — lachte der Kammerrath, und alle anderen lachten natürlich mit.

In dem, was der Kammerrath sagte, war übrigens etwas Wahres.

Sie hatte als barmherzige Schwester ein Herz für jeden, der litt, und der junge Mensch litt sehr; es ist daher wohl möglich, dass er schliesslich mehr als einen Brudertheil in ihrem Herzen erhielt, aber das war allenfalls ein Geheimnis.

Als er wieder genas und ihr jeden Tag erzählte, wie viel er ihr zu danken habe, fühlte sie sich so glücklich darüber, dass sie es sich kaum selbst zu gestehen wagte, und jedesmal, wann sie ihre Myrte anblickte, wurde ihr wunderlich zu Muthe. Die war es, welche das Unglück verschuldet hatte, und daher schien ihr, dass die es sei, welcher sie all ihr Glück zu verdanken habe.

Es dauerte nicht lange, bis er wieder in die Stadt zurückkehrte. Er musste sich zum Examen vorbereiten. Auf dem Gute wurde es still, als er fort war, aber er hatte manche Andenken zurückgelassen, die mussten jetzt seinen Platz ausfüllen.

Wann die Jungfer allein oben in ihrer Thurmkommer sass und dann ein Schmetterling zum Fenster hereinkam, zwischen den Myrtenzweigen herumflatterte und wieder fortflog, dann musste sie stets an den Studenten — oder Candidaten, wie er jetzt genannt wurde, denken. Er hatte so viele Worte gesprochen, die klangen, als ob er sie nicht aussprechen durfte, und wenn die Jungfer an die dachte, entstanden Gedanken, die sie nicht ausdenken durfte; daher dachte sie dieselben wiederum, das einmal nach dem anderen.

Jedesmal, wenn der Kammerrath in der Stadt gewesen war, kam er mit Grüssen vom Candidaten an die Jungfer zurück. Der Verwalter und der Bevollmächtigte nannten ihn niemals anders als «Jungferns Candidat».

«Ich sage nichts, denn ich habe keine Erlaubnis zu sagen, was ich sagen könnte, aber ich weiss schon, was ich weiss!» — sagte der Kammerrath, und jedesmal, wenn er es sagte, wurden die sommersprossenen Wangen der Jungfer ganz roth.

Es waren einige Jahre vergangen. Der Candidat hatte Carrière gemacht, wie man es nennt, und war schon Professor geworden. Während der Sommerferien wollte er seine alten Freunde auf dem Gute besuchen.

«Meinetwegen kommt er nicht» — versicherte der Verwalter.

«Nein, ihn führt etwas ganz Anderes hierher. Jetzt hat er ja ein Amt bekommen, und das war es selbstverständlich, worauf er wartete!» — stimmte der Bevollmächtigte ein.

«Wäre ich an Ihrer Stelle, Jungfer, dann würde ich die Thür für meine Myrte aufschliessen, wenn er kommt. Es wäre doch eine grosse Sünde, wenn er sich zum zweitenmale dadurch die Glieder zerschlagen sollte, dass er sie durchs Fenster holte,» — lächelte verschmitzt der Kammerrath.

Es war ungeheuer interessant!

Der junge Professor traf wirklich ein. Die Jungfer sass oben in der Thurmkammer und blickte längs des Landweges. Schon in weiter Ferne entdeckte sie den Wagen mit dem rothen Postillon — in ihren Gedanken tauchten wunderbare Erinnerungen aus der Kindheit auf. Vieles vermochte sie am ersten Abend nicht mit ihm zu sprechen, aber doch so viel, dass sie in der Nacht nur wenig schlafen konnte.

Am nächsten Abend war Tanz auf dem Herrenhofe. Es kamen viele Fremde, und darunter die Schwester der Frau Kammerräthin, das hübscheste Fräulein in der ganzen Hauptstadt. Sie war geborne Ballkönigin, wo sie sich zeigte, und es konnte ja nicht anders sein, als dass der Professor den Ball mit ihr eröffnete. Als das gethan war, engagirte er die Jungfer, aber die tanzte nicht, und dann walzte er auch den zweiten Walzer mit dem hübschen Fräulein. In der Nacht schlief die Jungfer noch weniger.

Einige Zeit darauf sass sie oben in ihrer Thurmkammer hinter der Myrte am offenen Fenster. Es war ein herrlicher stiller Mondschein-Abend. Die Herrschaft spazierte unten im Garten; vom Lusthaus auf der Höhe erschallten Gelächter und laute Stimmen; sie horchte, aber seine Stimme hörte sie nicht unter den anderen. Dann vernahm man ein Flüstern im Seitengange unten am Thurm. Ein junges Paar hatte sich von der Gesellschaft getrennt, es war der Professor und das Fräulein. Über was sie flüsterten — ja, das hörte die arme Jungfer dort oben, und in der Nacht schlief sie garnicht.

Im selben Herbste wurde eine grosse Hochzeit auf dem Gute gefeiert. Man hatte nie eine hübschere Braut als die des Professors gesehen. Die Jungfer hatte den Brautkranz gebunden. Von ihrer Myrte waren nur der Stamm und die Stiele geblieben; alles Grüne trug die Braut in ihrem Haar, als sie zum Altare gieng. Das war auch ein prächtiger Kranz, er glänzte, als ob Diamanten darin steckten.

Dann vergiengen Jahr um Jahr, das eine nach dem anderen und das eine wie das andere.

Die Myrte vergieng nicht, wie sehr sie auch beschnitten worden war; als der Frühling kam, schossen die hellgrünen Sprösslinge nach allen Seiten aus, sie wuchsen und erweiterten sich und nach einiger Zeit trug sie eine reichere und frischere Krone denn je zuvor, aber es war ja jetzt auch eine Myrte in ihrem besten Alter — sie war über die Vierzig.

Die Jungfer war den Fünfzigern nahe. Es ist nicht gerade immer das beste Alter der Jungfern, aber es schien, dass das ihrige jetzt erst begann. Ihr rothes Haar wurde grau, und die Sommersprossen verschwanden, aber ihre milden Augen blieben unverändert. Alle waren darin einig, dass sie ein selten hübsches altes Mädchen sei.

Dann traf einst ein Brief mit schwarzem Siegel auf dem Gute ein. Er war vom Professor an die alte Jungfer. Seine Frau sei gestorben, er selbst

sei krank, und seine vielen Kleinen entbehrten der Wartung und Pflege — jetzt wende er sich in seinem Kummer an sie.

Sie besann sich nicht, was sie zu thun hatte, und die Herrschaft konnte ihr die Erlaubnis zur Reise nicht versagen, als sie darum bat; an dem Tage aber, als sie fortfuhr, war Trauer auf dem Gute. Weder der Verwalter noch der Bevollmächtigte vermochten einen einzigen Witz hervorzubringen, als sie ihr bis zum Wagen folgten, ja, nicht einmal der Kammerrath hatte etwas Interessantes zu sagen, als die Leute die grosse Myrte in den Wagen setzten.

Im Hause des Professors wurde sie von sieben hübschen, schwarzgekleideten kleinen Mädchen empfangen.

«Welch ein herrlicher Baum ist es, den du da mitbringst?» fragte die Jüngste.

«Es ist die Myrte eurer Mutter» — antwortete sie und küsste die Kleinen.

Die Zeit rann dahin, und die Kleinen wurden gross.

Jetzt zeigte es sich, dass an dem Baume doch Glück war. Jedes der Mädchen erhielt einen Kranz von der Mutter Myrte, und die alte Jungfer band sie alle.

Als sie in ihren jungen Tagen Zweige zum ersten Kranz schnitt, glaubte sie, dass er nie wieder grünen werde; jetzt schnitt sie Grünes für eines nach dem anderen, ohne dass die Krone kleiner wurde, und es schien, dass ihr Glück jedesmal grösser wurde.

* * *

Am Walle in Kopenhagen liegt eine Reihe niedriger Häuser, welche meistens von alten Leuten und kleinen Familien bewohnt werden. Sie sind weder mit Schildern noch mit Glasschränken behängt, aber an allen Fenstern sieht man blühende Pflanzentöpfe, Epheuranken und Kanarienvögel.

In einem dieser Häuser, wo eine prächtige grosse Myrte am Fenster steht, wohnt eine alte Jungfer von etwa siebzig Jahren. Sie wohnt dort allein, jedoch geht man selten an ihren Fenstern vorüber, ohne junge hübsche Mädchengesichter und goldgelockte Kinderköpfe hinter den Fensterscheiben zu sehen. Es sind die Kindeskinde des Professors, welche die Alte besuchen und nach dem Baume sehen, der den Brautkranz ihrer Mutter und Grossmutter getragen hat und dem vielleicht schon Grünes zu ihrem eigenen entsprossen ist.

Kürzlich gieng ich dort vorüber. Es fror und schneite, aber in der Kammer der alten Jungfer war Sommer, es erklang Vogelgesang und Mädchen-gelächter. Die Alte sass drinnen hinter ihrer Myrte und ihr weisses Haar schimmerte durch das Grüne — es war, als ob der Baum wirklich in Blüte stand.



SYLVESTER FREY.

VERLACHT.

Nachdruck verboten.

Todt, murmelte ich, todt. . . . Gestorben in der Blüte des Lebens. . . .
Nein, geknickt von einem wuchtigen Sturm, wie der junge Eichbaum,
der, niedergeschmettert, den Boden überdeckt und trotz des zersplit-
terten Marks und des zerzausten Blattschmucks noch Zeugnis von früherer
Kraft und Schönheit ablegt. — Aber nein! Das Bild ist falsch! Der Vergleich
trifft nicht zu. . . . Wer merkt es dir an, Erwin, dass dich ein Sturm nieder-
geworfen. . . . Nein! Der Tod hatte mit dir keinen Kampf zu führen. . . .
Du rangst nicht mit dem Würgengel. . . . Welche Spur sollte zu diesem
Glauben veranlassen? . . . Eine olympische Ruhe umrahmte dein Antlitz,
als ich, fern hergeeilt, um dir wenigstens noch im Tode nahe zu sein, das
Bahrtuch von deinem, ach, schon entseelten Körper hob. So nimmt sich
keineswegs der aus, welcher ungern von dieser Erde scheidet. Ein Glück
thronte auf deiner Stirn, eine Freude umspielte deine Lippen, als ob dir
das Nahen des Todes keinerlei Schrecken verursacht; als hättest du ihn
erwartet, erwünscht, gerufen. . . .

Sollte es möglich sein, dass du sogar — pah! Welch wahnwitziger
Gedanke da in meinem Haupte aufløht. . . .

Welche Ursache solltest du gehabt haben? Wer sich selbst aus dem
Kreise der Lebenden schafft und vorzeitig das Band zerschneidet, durch
welches die fittichbeschwingte Seele an ihren Körper gefesselt ist, muss
doch in irgend einer Hinsicht dazu veranlasst worden sein. . . . Welches
Motiv solltest du gehabt haben, so wider dich selbst zu wüthen? . . . Alles
Glück, welches die sonst nicht mit vollen Händen spendende Gottheit den
Sterblichen in den Schoss streuen kann — dir ward es sonder Schmälerung
zutheil: Reichthum, Wissen, der Ruhm eines edlen Hauses. Unter den
Freunden, welche an deinem Grabe trauern, steh' ich nicht allein. Dein Muth,

deine Tugenden, und manches Frauenauge sprach beredter als alle Schmeichelnkunst der Zunge, dass es von dem Zauber deiner ritterlichen Schönheit berückt sei.

Und dennoch todt. . . .

Dazu hatte dir das Geschick ein Weib gegeben, wie es die Natur nicht herrlicher zu erschaffen vermag. . . . Ach, ich kann wohl begreifen, dass sie jetzt von dem Weh über deinen Verlust schier niedergebeugt ist. . . . Wird sie ihn überhaupt verwinden können? — Ich glaube es kaum! denn euer Dasein war eine ununterbrochene Reihe gemeinsamer Glückstage, und die Geschenke, welche dir eine gütige Gottheit bei deiner Geburt in den Schoss streute, erhielt ihren letzten vollendeten Zuwachs an jenem Tage, wo du Louison an den Altar führtest. . . .

Wenn du gleichwohl im Leben nicht glücklich gewesen — gewiss, so trugst du allein die Schuld.

Ich will nicht sagen, dass du Wünsche gehegt, die eben unerfüllbar gewesen. . . . Nein! Bei dir war vielleicht das Gegentheil der Fall! Du besahest wahrscheinlich so viel des Glückes, dass du viel eher die Gottheit batest, einen Theil desselben von dir zu nehmen. Deine Schultern schienen unter dieser, ach, dem armen Staubgeborenen sonst so selten aufgewälzten Last zu ermüden. . . .

Du warst Phantast, mein guter Erwin, ein Sonderling, und die Wolken, welche sich auf deine Stirne zeichneten, hatten ebensowenig Berechtigung, wie wenn sich auf der tiefblauen Fläche des Maienhimmels, welcher sich über dein frischgeschaukeltes Grab spannt, ein düsteres Gewitter zeigte.

Nein, nein. Gerecht gegen alle Welt, warst du es keineswegs gewesen gegen dich selbst und noch weniger gegen das Geschick, welches dich so freigebig mit seinen Spenden überhäuft hatte! Aber eine Zeit lang schien doch eine Wandlung mit dir vorgegangen zu sein! Die Wolken hafteten nicht mehr über deiner Stirne, und in dem sonst stets wie suchenden, nein, grübelnden Auge schien ein Born des Glückes sich zu spiegeln. . . . Du warst der Menschheit wiedergegeben, von der du dich so oft und grundlos für einen eigenen Pfad getrennt hattest. . . .

Damals führtest du auch Louison an den Altar.

Ach, ich glaube es gern, dass die Sonne, welche damit ihren Schein auf dein Dasein ergoss, auch den kleinsten Schatten verscheuchte. . . . Wie wirkungslos nehmen sich daneben alle Mittel, welche der Freundschaft zu Gebote stehen, aus. Alle Zaubersprüche, welche die Vernunft hervorkramt, sind dagegen machtlos. . . . Wie mühte ich mich ab, um dich der Freude, dem frischquellenden Leben, für welches du geschaffen schienst, zu gewinnen. . . . Keine Zeit, keine Überredung, kein Opfer scheute ich, um deine Schritte nicht abseits von der grossen Menschheit verhallen zu lassen. . . . Vergebens alles!

Und da kommt ein Weib und erreicht mit einem Blick aus dem zauberhaften Auge das, woran sich unsere Kunst vergebens abgemüht hat. Das leichte, ohne Gründe tönende Wort ihrer weichen Stimme gewinnt Macht über dich. Sie gleitet mit der weissen Hand über deine Stirn, und die Schatten sind verflogen. . . . Gewiss, das Weib ist die eigentliche Herrin der Schöpfung; denn die Menschheit hat noch kein Mittel gefunden, den Einfluss, welchen sie auf den Mann auszuüben vermag, auch nur um ein Winziges einzudämmen!

Was in aller Welt kann sich ereignet haben, dass diese Macht Louison's nachgelassen. . . . Als ich fortreiste, war ich so glücklich, Erwin genesen zu wissen. . . . «Also endlich kannst du mich entbehren?» fragte ich. . . . «Ganz und gar,» entgegnete er lachend. . . . «Ich habe einen bessern Arzt gefunden, als du es jemals zu sein vermagst. . . . Reise, erfülle deinen Schaulust, und wenn du heimkehrst, so magst du einsehen, dass eure ganze Wissenschaft, ihr gestrengen Schüler Aeskulap's, in nichts zusammenschrumpft gegenüber diesem vortrefflichen Arzt, welchen die Natur selber für das leidende Herz des Mannes geschaffen.» Er schlang den Arm um Louison und wies auf ihre weisse Stirn.

Ich fuhr ab.

Und nun ruft er mich an sein Lager. . . . Also jene Heilkunst, auf welche er ein so unbegrenztes Vertrauen gesetzt hatte, bewährte sich nicht. . . . Wollte er mich jedoch als Arzt um sich wissen oder als Freund. . . . Ich glaube das Letztere. Denn in erster Beziehung könnte ihm meine Kunst bei seinem innen wie äusserlich tadellosen und genau proportionirten Körper wenig frommen. Er wollte den Freund nahe wissen. . . . Wer weiss, was er noch in mein Ohr zu raunen hatte. Die Frage nach mir soll das letzte Wort gewesen sein, welches von seinen sterbenden Lippen kam, und als die Hast des elektrischen Stromes und der Flug des Dampfrosses gleichwohl nicht ausreichten, mich rechtzeitig an sein Lager zu rufen, übertrug er mir durch sichere Hände diese Papiere.

Was mögen sie enthalten. . . .

Pah! . . . Ich thue unrecht, wenn ich mich auf die mindeste Enthüllung gefasst mache. . . . Erwin's Leben war mir seit der Geburt, und so lange kenne ich ihn fast, zu klar, als dass er auch nur das Geringste zu verhehlen gehabt. . . . Ein Phantast war er, ein Schwärmer, und wer weiss, welche seltsame, bunte Fata Morgana ihm in eben diesen Papieren seine schiefgerathene Phantasie vorgespiegelt!

Nun lese ich schon:

* * *

Wenn ich dir, Freund, für den diese Zeilen bestimmt sind, damit eine Welt eröffnet, an deren Existenz du nie zuvor geglaubt, so sollst du mir

vor allem nicht zürnen, dass ich dir erst nach meinem Ableben diesen Einblick gewährt. . . . Es war ganz gewiss nicht Mangel an Vertrauen zu dir, wodurch mein Mund so lange stumm blieb. . . . Aber es lag mir nicht daran, eine leidige Wahrnehmung, welche die Natur mir nur allein erschlossen zu haben schien, auch einem andern, selbst dir, zugänglich zu machen. Zumal dieser Einblick in die Natur eher Schatten als Licht sehen lässt und wohl angethan ist, dem Sterblichen ein Grauen einzuflößen vor den Danaerspenden, mit denen er zuweilen von dem Geschick bedacht wird. Deshalb allein schwieg ich!

Überdies gab es eine Zeit, wo jenes traurige Wissen, über welches ich verfüge, erstorben schien. . . . Ich war genesen — von meiner verhängnisvollen Kenntnis; um meine Augen gürte sich eine Binde, die mich, ach, dem Kreise der Menschen, dem ich entrückt schien, wieder näher brachte. . . . Ich konnte wieder lachen und weinen, Freude und Schmerz der anderen fanden ihren Wiederhall in meiner Brust — kurz, ich war glücklich!

Bis —

Doch lass mich erzählen, wie sich all dies zutrug:

Ich war ein Menschenkind, in nichts anders geartet als jedes andere, welches mit uns das Brot der Nahrung spendenden Erde genießt. Dass mich das Geschick dabei mit besonderer Huld ausgestattet, will ich keineswegs leugnen. Die Noth in der geringfügigsten Phase lernte ich niemals kennen. Mein Name und die Stellung in der Gesellschaft, ein altes Erbtheil unseres Geschlechts, sicherte mir den Zutritt selbst zu den erlauchtesten Kreisen. . . . Als Officier in der Armee unseres Vaterlandes soll ich alle Zeit jene Kaltblütigkeit bewiesen haben, welche der Verstand der Tapferkeit ist. Die Frauen fanden, dass die Uniform für mich geschaffen sei, und wenn ich eine Freude am girrenden Tändelspiel traulicher Stunden gefunden — bei Gott! ich hätte einen Sport treiben können, um den mich die Don-Juans aller Epochen beneiden dürften. Allein meine Freunde müssen mir bezeugen, dass ich auch für die Pflichten, welche unsere Zeit energischer als je dem Manne aufhalst, Ernst und Verständnis zeigte, und ich bin niemals den Anforderungen, welche der Staat bei einer politischen oder socialen Gefahr an seine Bürger zu stellen berechtigt ist, auch nur um Haaresbreite aus dem Wege gegangen.

Ja, ich arbeitete! Ich that es gern und ohne Tendenz. Nicht etwa, um der Welt zu zeigen, dass jemand, dessen Ahnen eine stattliche Reihe bildeten, neben anderem Sport auch die geheimnisvollen und mühsamen Pfade der Wissenschaft wandeln könne, sondern allein um meinem Triebe zu genügen. Das dünkte mir eine Beschäftigung, absolut dessen würdig, der ein Ebenbild der Gottheit zu sein sich bestrebte. Gewiss, ich liebte mein schmuckes Kriegerkleid. Ich habe den hohen Mannesstolz empfunden, wenn man nach errungenem Siege den Feind vernichtet sieht.

Von dem Ruhme, welchen das Vaterland dadurch gewonnen, strahlte auch ein guter Theil im lichtesten Strahlenkranz auf mein Haupt zurück. Und dennoch, was bedeutet all dies gegen die Freude, welche der Mann empfindet, wenn er zu den Schätzen, welche die Wissenschaft für das Wohl der Menschen aufgespeichert hat, neue heben darf!

Fleiss und Energie standen mir dabei zur Seite. Bald zeigte sich, dass ich ein scharfes Denkvermögen besass. Sogar meine Lehrer setzte ich in Erstaunen. Und obwohl ich mich doch eigentlich verhältnissmässig spät an die Wissenschaft gewagt, zeigte sich zu meiner eigenen Freude, dass ich keine Zeit eingebüsst hatte. Es schien sogar, als ob mein Verstand, durch einen physischen Zustrom aus meinem elastischen und kräftigen Körper unterstützt, dadurch, dass ich ihn nicht frühzeitig durch ein übermässiges Studium ausgesogen, eben diese Fruchtbarkeit und Kraft besass, welche jetzt all die, welche mich zu beobachten Gelegenheit hatten, geradezu in Erstaunen setzte.

So überflügelte ich meine Lehrer. Am meisten zog mich die Philosophie an. Die Art und Weise, wie sich darin der Verstand tummeln konnte, behagte mir. Es war, als ob ich einen wilden Ritt wie in den Zeiten, da ich Officier gewesen, durch unbekannte Auen machen könne. . . Das dichteste Gestrüpp hielt mich nicht auf; die Unwegsamkeit der Bahn stachelte mich nur zu stets kühnerem Lauf an. Meine Kraft wuchs mit dem Widerstand, welchen ich etwa fand. Ich fieng an, auf die Vermuthung zu kommen, dass in der That meine Denknerven intensiver, stählerner sein müssten, als die der übrigen Sterblichen.

Schliesslich machte ich eine ganz eigenartige Wahrnehmung.

Bei der scharfen Beobachtung, welche ich besass, versuchte ich aus einem Factum, welches ich fertig vor mir sah, einen Schluss auf den Zustand, welcher ihm vorangegangen sein müsse, zu ziehen. In den Anfängen leise und schüchtern austappend wie ein Novize, welcher den ersten Schritt in ein Heiligthum wagt, gelangte ich von Tag zu Tag zu vollkommenerer Fertigkeit. Ich gieng dabei ganz mechanisch vorwärts. Die uralte Wahrheit, dass man von jeder Wirkung auf die Ursache zurückkommen könne, war die einzige Wissenschaft, welche ihre Hand im Spiele hatte. Zuerst versuchte ich aus einer Geste des Menschen, aus einer Linie seines Antlitzes den Zustand, welcher dem Momente einer Beobachtung vorausgegangen sein müsse, zu erkennen. Das war leichter, als ich vermuthete: man braucht eben nur Sinn und Verständnis für die einfachsten Gesetze der Bewegung mitzubringen, um seiner Phantasie zuzumuthen, bei diesem winzigen Sprunge in das Rückwärts zu verweilen. Doch ich begnügte mich mit diesem Erfolge keineswegs.

Ich sagte mir, dass es nicht schwer sein könne, aus diesem Zustande, den ich durch einfache mechanische Logik gewann, direct auf den ihm vorangegangenen zu gelangen. Dazu bedurfte ich kaum mehr, als dass es

mir gelang, diese Phase so fest zu halten, dass sie für mich wie in absoluter Wirklichkeit lag. Bei der Energie, mit welcher ich jedes Bild, welches die Phantasie vor mein geistiges Auge führte, sofort und so lange ich wollte, gleichsam erstarren lassen konnte, schlug auch dieser Versuch in nichts fehl. Der zweite Schritt nach Rückwärts war wie jener erste gelungen.

Daran reihte sich einer und noch einer. . . Diese andauernde Schulung meiner Beobachtungsgabe in ein bestimmtes Geleise hinein stahlte den Geist in stets zunehmender Kraft. Bald war jener logische Process, der mir zuerst mühsam und schier unausführbar gedäucht, eine Spielerei, die in Gewohnheit ausartete. Ja, ich konnte nicht mehr anders! Sobald meine Netzhaut einen Eindruck gewann, welcher gleichzeitig meinem Geiste ein Interesse abnöthigte, gieng dieser Process von statten. Eine Metamorphose folgte der anderen; immer mehr erschloss sich die Vergangenheit als eine Stelle dichtgedrängter Handlungen meinem Blicke, und ich weiss nicht, in welche unabsehbare Schichten er gedrungen wäre, wenn nicht die Aufeinanderfolge der Erscheinungen, welche bei dem körperlichen Auge vorüberjagten, solches endlose Vertiefen verhindert hätte. Das däuchte mir jedoch erst die Hälfte meines Wissens. . . Ach, es ergieng mir wie Abdallah! Meine Wissensgier wuchs mit jedem Strich, um welchen sich meine geistige Sehkraft vermehrt hatte. Ich sagte mir, dass dies Zurückhaspeln der Bewegungen eines Individuums wertlos sei, wofern es mir nicht gelänge, zugleich die Interpretation für diese Mechanik zu finden. Was nützten mir die stummen Bewegungen, was das Liniennetz des Antlitzes, selbst wenn ich es mir angelegen sein liess, bis zu dem Uranfang des Individuums bis zu jener ersten schmerzlichen Muskelzuckung zurückzukehren, mit welcher sich das neugeborene Kindlein von dem ungewohnten Tageslicht abwendet. . .

Ich wollte auch die Gedanken erspähen. . .

Wenn in den Bewegungen eine mechanische Beständigkeit von den Ursachen zur Wirkung hin stattfand, weshalb sollte sich denn nicht eben dies Gesetz auch bei der reinen Denkfähigkeit bewähren. . . Nein! Vielmehr noch entschiedener! Denn bei den Bewegungen kann ein eisernes Hemmnis reagiren! Ein Stein, ein Strohalm kann die weittragendste Wirkung im ablenkenden Sinne ausüben. Um gar nicht erst der Fälle zu gedenken, in denen das Individuum absichtlich solche plötzliche und durch keine Gesetze motivirte Änderung seiner Bewegungen vornimmt, nur um jemanden, von dem es sich beobachtet sieht, in seinem Schlusse irre zu führen. All dies müsste bei der Bahn der Gedanken fortfallen. Hier hat der Mensch es nicht nöthig, absichtlich eine Fälschung vorzunehmen, weil er sich von niemandem belauert glaubt. Das ist ein Reich, nein, ein Heiligthum, wo er keinen Herrn über sich anerkennt; hier allein ist sein ureigenstes Heim. . . Die Sprache — pah! sie strotzt von Lügen! In die Bewegungen schleichen sich beabsichtigte Täuschungen und unvorhergesehene Ablenkungen ein. Die

absolute Wahrhaftigkeit existirt nur in dem Denken; und wer den Connex desselben erkennt, wem es gelingt, durch das Gesetz des Schlusses von der Wirkung auf die Ursache zu kommen: der hat das Alphabet für die geheimste Sprache des menschlichen Herzens gefunden, eine Richtschnur, welche so wenig Abweichungen von der einmal existirenden Norm aufweist, wie die Gestirne nach ewigen, unzerstörbaren Gesetzen ihre Bahn durch das All nehmen. — Ernst, energisch, wie ich alles auffasste, gieng ich auch an die Lösung dieses Problems. Mein jüngst gewonnenes Wissen bot die beste Basis. Ich substituirte zuerst für jede Bewegung, für jede Geste oder die Mienen des Antlitzes den entsprechenden Gedanken. Das ist Tausenden vor mir glücklich gelungen, und weshalb sollte ich in meinem Erfolge hinter ihnen zurückstehen! Mit diesem Alphabet ausgerüstet, machte ich mich an die Entzifferung der Gedanken, stets nur schrittweise austappend und immer sorgsam zurückweichend, wenn es mir schien, dass ich nicht durchaus festen Boden unter mir fühlte.

Ich siegte. . .

Wie ich aufjauchzte! Herr Gott, welches Wissen war da in meinen Schoss gefallen! Hatte ich mich wirklich über die mitlebenden Sterblichen geschwungen, oder war die Menschheit nur im allgemeinen zu träge, zu denkschwer, um denselben Grad der Weihe, wie ich, zu erreichen. . . Gewiss, ich war der Gottheit näher gerückt! Denn ich vermochte aus dem Haupte des Mitmenschen heraus seine geheimsten Gedanken zu lesen. — Und nicht nur die, welche er augenblicklich hegte, auch zurück, o, bis an den Urquell seines Daseins.

Eine unendliche Liebe zu meinen menschlichen Brüdern bemächtigte sich meiner; elementar überfiel sie mich. So viele sah ich straucheln und dem Elend oder Verbrechen in die Arme gerathen. Gewiss! das musste von nun an aufhören oder doch eine Beschränkung erleiden. Ich allein besass die Macht dazu. Wenn Jemand eine finstere That beabsichtigte, konnte ich sie ja verhindern, und selbst die geschehenen las ich sonder Mühe aus dem Buche, welches die Energie meines Willens, so oft ich es wollte, vor meinen geistigen Blick aus der Vergangenheit bannte. Mein Glück schien grenzenlos. Es reichte so weit, wie die Menschheit überhaupt.

Vorwärts, dachte ich, nicht zaudern! Ohne an mich im mindesten zu denken, legte ich meine Sonde an. Wo ich ein Unrecht erkannte, das noch nicht gebüsst worden, liess ich meine Hilfe. Den Frevel, welcher noch ungeboren, allein von den Gedanken gepflegt, existirte, suchte ich zu verhindern. Muthig trat ich vor den Sünder und zeigte ihm seine schwarzen Gedanken, wie in einem Spiegel. . . Er erschrack, aber er leugnete. . . Schliesslich wies er mich barsch ab. . . Wer gab mir ein Recht, in das verschlungene Netz seines Denkens zu dringen oder ihm Facten unterzuschieben, deren er — dieser Heuchler — niemals fähig sein würde. . .

Doch ich liess mich nicht abschrecken. . .

Von einem zum andern trug ich meine weltbeglückende Idee. Überall, in jedem Stande, bei jedem Volke, beim Kinde, welches kaum über die Lalltöne der Unschuld hinausgekommen, beim Greise, der fast wieder an die Scheidegrenze der Kindheit in seiner Hilflosigkeit zurückgesunken — überall Lug und Trug, nirgends jene sonnenhelle Klarheit — des Gewissens, wie es der Mensch, das Ebenbild Gottes, nach seiner hehren Bestimmung aufweisen sollte.

Richter sah ich, welche ihr Amt missbrauchten, die Thränen des Schuldlosen drangen nicht bis zu ihrem versteinerten Herzen. Der Bruder betrog den Bruder, der Sohn den Vater, den Gatten das Weib.

Ich schauderte. . . Selbst derjenige, welcher in die bisher unerforschten Geheimnisse, die Ozeantiefen dringt, kann von dieser Welt mit ihren Riesenspolypen und Meerungeheuern nicht so angeekelt werden wie ich durch die Manigfaltigkeit der Verbrechen, welche, unendlich in ihren Spielarten, vom Herzen des Menschen erdacht und von seinem Arme begangen werden.

So begann ich allmählich an meiner Sehergabe keine Freude zu empfinden. Es war ein Danaergeschenk, welches dem Besitzer das Dasein verleiden musste.

Aber wie sich dessen entäussern

Das Bewusstsein meines verhängnisvollen Wissens bohrte sich tief in mein Herz.

Es war der Wurm, der an ihm nagte und jede Freude an dem Dasein verkümmern liess.

Dabei die fürchterliche Übung, welche ich in meiner traurigen Kunst gewonnen. . . Ich brauchte nur ein lächelndes, friedfertiges Menschenantlitz zu sehen, um sofort die geheimsten Sünden des Herzens daneben aufgeschlagen zu erblicken.

Gewiss! Es gab nur ein Mittel, um Ruhe vor meinem Wissen zu gewinnen. Ich musste die Menschheit meiden!

Natürlich wurde ich — verlacht.

Man zerbrach sich den Kopf ob meines Entschlusses. Da niemand die Gründe kannte, erscholl ein Gejohle hinter meinem Rücken her . . . Man konnte nicht begreifen, wie jemand, der Stellung in der Gesellschaft einnimmt, der mit Reichthum und Gesundheit, kurz nach dem landläufigen Begriff, mit Glück bedacht war, die Welt floh . . . «Er ist ein Narr,» rief man, «ein Phantast!» und vergass mich nicht eher, bis meine dauernde Abwesenheit nothgedrungen zum Schweigen zwang.

Diese Abgeschiedenheit that mir wohl. Die Lage des Gutes inmitten des Thüringer Gebirges kam meinem Vorsatz sehr zu statten.

Nur mein alter Diener weilte um mich. Ich brauchte kaum die Menschen zu fliehen, da sie sich fast nie über die Kreise hinaus wagten, welche ich

um mich gezogen. Hier musste mein erbärmliches Wissen zum Schweigen kommen.

Mindestens musste es ruhen. So eilten die Tage, die Monate, die Jahreszeiten an mir vorüber. Inmitten der Saison war ich geflohen und schon senkte sich unter dem erstarrenden Bann des Winters das Laub von neuem als dichtgewobener Teppich über das Erdreich.

In mein Gemüth war Ruhe zurückgekehrt, in meine Seele Frieden. Die zurücklugende Eigenschaft meines Verstandes hatte niemals Gelegenheit gefunden, ihre Thätigkeit zu bekunden. Vergessen schien ich sie zu haben, und ich durfte sogar hoffen, sie unter dem Druck der Energie, unter welcher ich allzeit meinen Willen wusste, selbst einem Menschen gegenüber ihres verhängnisvollen Wirkens beraubt zu haben.

Gleichwohl gieng ich vorsichtig zu Werke.

Der Kranke, welcher nach langwierigem Leiden zum erstenmale Lager und Zimmer verlassen soll, kann diesem Schritte nicht mit grösserer Freude und Bangnis entgegensehen, als ich damals. . . Von dem ersten Lufthauch, welcher seine Stirn streifen wird, ist, ach, so viel abhängig. . . Und war ich nicht auch ein Kranker; nur dass ich an einem Gebrechen litt, für welches in den Bibliotheken der Medicin absolut kein Heilmittel verzeichnet stand.

Nur mein eigener Wille, nur die Macht der Energie konnte eine Linderung verschaffen.

Es war nicht leicht, dessen ich mich unterfieng. . . . Gleichwohl . . .

Mein Gott, es war ein frischwangiger Bursche, das erste Menschenkind, dessen ich nach meiner freiwilligen Verbannung ansichtig wurde. . . Wie er ein Lied an seine Maid in die Luft schmetterte, dass selbst noch das Echo sich jubelnd mitfreute. . . . Ich bohrte meinen Blick fest auf ihn, meine Phantasie krampfhaft auf den momentanen Eindruck richtend, damit sie ja keinen Schritt rückwärts thue. . . Ich spürte es, wie sie sich nur mühsam dem Druck meines Willens fügte. . . Wie ein Vogel, welcher den freien Aufflug gewohnt ist, wollte sie davonflattern. . . . Mir war es, als ob sie die Fittiche schüttelte und sich in den Federn aufblies, wie erzürnt, dass ich es wagte, sie unter meinen Willen zu zwingen. . . Noch ein Zerren, ein Schaukeln — auf Momente schien mein Blick seine gefürchtete Expansionskraft zu gewinnen, um dann wieder zur natürlichen Umgrenztheit zusammenzuschrumpfen — dann ward es still.

Ich sah nichts als die Gegenwart. . . .

Ich war genesen. . . .

Ein Freudentaumel ergriff mich. . . . Aufjauchzen hätte ich mögen, die erhobenen Hände im Dank zur Gottheit gewandt, welche mich mit dieser Kraft des Willens ausgestattet. . . .

Ich war also wieder Mensch, ganz Mensch! Wieder durfte ich lachen und weinen, irren und fehlen wie andere, ohne dass ein Blick in die Vergangenheit mich etwas sehen liess, was dem Auge des Staubgeborenen verschlossen sein sollte. . . .

In der Gesellschaft freute man sich ebensosehr über meine Rückkunft, wie man sich über die Metamorphose in meinem gesamten Wesen wunderte. Allen Sport, den die Jugend meines Ranges liebt, trieb ich mit, und während ich früher für einen Kopfhänger, für einen halben Misanthropen gegolten, fand sich, dass niemand so hell und herzlich lachen konnte wie ich.

Damals sah ich Louison. . . .

Ohne mich über die Mehrzahl meiner Standes- und Altersgenossen erheben zu wollen, konnte ich doch auf eine reine Vergangenheit zurückschauen. . . . Ich habe getändelt, gekostet wie tausend andere, ohne jedoch Knospen zu brechen oder aus dem kaum erschlossenen Blumenkelche mit sorgloser Hand Blätter zu zupfen. . . . Aber eine tiefere, auch nur an Liebe grenzende Neigung überkam mich nie, und jene Zeit, da ich meinen geistigen Blick in die Vergangenheit der Individuen grub, hatte ich im Frauenherzen so viele Laster und Sünden vorgefunden, dass in meiner Brust selbst der erste Keim einer Liebe erstickt worden wäre. Louison hätte selbst die tiefste Sünde schmerzlos ertragen. Es war kein Zweifel: sie liebte mich wie ich sie. . . . Als unsere Blicke sich zum erstenmale trafen, war sofort mein Geschick besiegelt. . . . Gleichwohl zauderte ich noch Wochen hindurch, ehe ich mich entschloss, um ihre Hand anzuhalten. Es kam mir undenkbar vor, dass so viel Schönheit und Tugend, gepaart mit dem edelsten Adel der Geburt, bisher existirt haben sollten, ohne dass jemand diesen Schatz zu heben gedacht hätte.

Dass Louison arm war — was kümmerte es mich! Von diesem gleissenden Tand besass ich so viel, dass es mir eine Freude sein musste, mit einem Wesen, das ich liebte, zu theilen.

Sie ward mein Weib. «Ja, ich liebe dich,» murmelte sie, an mein Ohr geneigt. . . . «In meinen Träumen schwebtest du mir vor, und seit ich dich ein einzigesmal gesehen, ward der Wunsch, nein, ward die Überzeugung in mir rege, dass wir uns ewig für einander gehören müssen!»

Ich besiegelte dies schüchtern, verschämt gestammelte Bekenntnis mit glühenden Küssen und schloss beglückt mein Weib in die Arme.

Soll ich jede Phase meines neuen Daseins schildern. Es war nichts als eine Kette von Glück. Die Stunden, die Secunden, in ihre äussersten Zeitatome zerlegt, bargen einen stets neuen Schatz für mich. Die Götter schienen mich für das schwere psychische Leiden, an welchem ich erkrankt gewesen, reichlich und andauernd entschädigen zu wollen, und wenn der Mensch überhaupt jenem höher stehenden Wesen, das unser Geschick lenkt, dankbar zu sein vermag, so versuchte ich es wenigstens frommen Herzens.

Louison's Schönheit wuchs. Die Sonne des Glücks, welches meine Brust so freudig aufathmen machte, schien diese Knospe erst sich entfalten zu lassen. Ich hatte meine Freude daran, dass alle Welt ihr Huldigungen darbrachte. Sie war wie ein Kind, bald sinnig, bald muthwillig. Dass sie an schönen Stoffen und Geschmeide Wohlgefallen empfand, konnte mir nur erklärlich sein. Ein Weib soll allzeit auch die Schwächen ihres Geschlechts bekunden — und an Louison's Wiege hatte trotz des uralten Wappenschildes, welches ihren Namen zierte, die Armut als Pathe gestanden.

In meiner Brust keimte kein Verdacht.

Ich war blind; vielleicht, weil ich es sein wollte.

Louison tanzte gern; und wie ich ihr jedes Vergnügen willig gewährte, nahm ich auch keinen Anstoss daran, wenn ihr zierlicher kleiner Fuss die verschnörkeltsten Figuren auf dem Parquetboden des Salons beschrieb.

Wir hatten öfter Gesellschaften, als jemand, der meinen Charakter kennt, erwarten durfte — allein sie wollte es.

Wieder war einmal in meinen Salons die ganze lebensfrohe Gesellschaft der Residenz versammelt. Diese Feste fiengen an, durch den Glanz, welcher sich dort entwickelte, einen gewissen Ruf zu erlangen. Es gab kaum einen vornehmen Namen, der nicht durch einen Träger repräsentirt sein wollte.

Geist und Schönheit innerhalb der Frauenwelt gaben sich ein Stelldichein.

Louison überstrahlte alle.

Mir war nie zuvor aufgefallen, wie schön sie tanzte.

Ihr schlanker, elastischer Körper zeigte die gewandtesten Bewegungen, welche das Auge geniessen kann. So mögen sich die Hellenen die Choreographie in ihrer Verkörperung vorgestellt haben. Kein Glied ruhte dabei. Ein Vibriren schien durch den ganzen Körper zu strömen, wie bei einem Instrument sämmtliche Saiten in leise Schwingungen versetzt werden, selbst wenn nur einer einzigen der Ton entlockt wird. Wer die Accorde des Orchesters in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrem realen Inhalt verstehen wollte, musste Louison beobachten.

Ihr Tanz interpretirte die Musik.

Freilich konnte man auch ihrem Partner den Beifall nicht versagen. Lothar von Emminghausen verstand es mindestens, eine Dame so zu führen, dass die ganze Wirkung des Tanzes in aller Vornehmheit und Anmuth auf sie allein sich concentrirte.

Begeistert, entzückt liess ich den Blick auf meinem Weibe ruhen.

«Ein schönes Paar,» flüsterte man hinter mir in dem Kreise, welcher die Tanzenden umgab.

Ich brauchte mich nicht umzuwenden; ich wusste, dass diese Bemerkung von der alten Baronin Valenta gekommen.

«Man sollte glauben, dass sie für einander geschaffen seien,» entgegnete die Commerzienrätthin Mellin.

«Wenigstens tanzen sie stets zusammen!»

Die Baronin Valenta erwiderte etwas darauf, was mir das Blut in den Adern erstarren machte.

Im ersten Momente wollte ich etwas erwidern.

Allein ich beherrschte mich . . . Sollte ich meine Gäste insultiren und einen Scandal insceniren, dessen Tragweite unabsehbar schien . . . Ausserdem war die Baronin Valenta dafür bekannt, dass ihre Klatschsucht es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm. Inzwischen hatte die Musik aufgehört, die tanzenden Paare waren zerstreut und ich starrte noch immer vor mich hin.

Unwillkürlich bemerkte ich, dass ich schon seit einer Zeit ganz mechanisch Louison suchte.

Ich that es nun geflissentlich, ohne sie zu finden.

Eine entsetzliche Angst überkam mich. Der Schweiss drang mir aus allen Poren. Ich wollte das Denken verlernen, nur um nicht jene Stimme zu vernehmen, welche lauter und lauter in meinem Innern tönte. Inzwischen suchte ich beharrlich, von Gespenstern gejagt, durch alle Gemächer . . .

Schliesslich fand ich sie . . . Sie war in einem matterleuchteten Boudoir der äussersten Zimmerflucht.

Das Dunkel, welches hier herrschte, hemmte meine Sehkraft und der Flaum der Teppiche fieng den Schall des Schrittes auf, — aber gleichwohl war es mir, als ob jemand enteilte . . .

«Du hast dich von der Gesellschaft zurückgezogen,» sagte ich mit vibrierender Stimme.

«Der Tanz hatte mich ermüdet,» entgegnete sie mit einer Ruhe, welche zu meiner Erregtheit im grellsten Contrast stand.

«Du warst allein?»

«In meinen Gedanken bei bir,» antwortete Louison und reichte mir lächelnd die maurische Rosenknospe, welche sich zwischen ihren Fingern schaukelte.

Ich blickte sie an. . . . Herr Gott! Wenn das wahr wäre, was jenes Weib vorhin gezischelt. . . . Ich musste Gewissheit haben. . . ., sollte dieser Wurm, der eben an meinem Glück zu nagen begonnen, weiter und weiter fressen. . . . Wenn ich selber die Baronin Valenta fragte? . . . Doch nein! Ich brauchte es nicht! . . . Ich Thor! . . . Hatte ich denn ganz und gar die Gabe vergessen, welche in meinem Innern schlummerte. . . .

Wenn ich zu sehen versuchte. —

Ein entsetzlicher Kampf tobte in mir. . . . Konnte ich jenes gefährliche Wissen, nachdem ich es einmal entfesselt, wieder zur Ruhe bringen. . . . Wenn ich mein Weib einem falschen Verdacht ausgesetzt und sich unter der Lupe meines rückschauenden Blicks ihre Unschuld herausstellte, war ich wiederum — vielleicht zeitlebens — jener verhängnisvollen Sehergabe verfallen. . . .

Ganz gleich! Ich musste Gewissheit haben!

Muthig, verwegen. Wie man die Binde von der Wunde reisst, selbst auf die Gefahr hin, zu verbluten, nahm ich meine Denkhätigkeit wieder auf. . . . Der unheilvolle Process begann. . . . Wie ein Schleiergewebe zerriss es vor meinen Augen. . . . Ich sah . . . o! Ich sah —

Ein Schrei entrang sich meinen Lippen. . . . Ich war besinnungslos zusammengebrochen. . . .

* * *

Ich werde sterben.

Ich weiss es. . . . Trotz der Pflege, welche man mir angedeihen lässt. . . . Ich will sterben. . . . Die Medicin der Ärzte verschüttete ich, ohne dass es jemand sieht. . . . Sie würden mir ohnehin nicht helfen können, weil keine der Diagnosen, welche sie stellen, den Keim der Krankheit blosslegen kann.

Nur ich weiss, woran ich sterbe —

Am Wissen. . . .

Ich vermag jene geheimnisvolle Thätigkeit meines Verstandes nicht mehr zur Ruhe zu bringen. Vielleicht, weil die physischen Kräfte, welche denen des Geistes analog sein sollen, mir allmählich ausgehen. Alles, alles weiss ich wieder. . . . Mein Verstand arbeitet mit geradezu übernatürlicher Kraft. . . . Und in dem Masse, wie seine Thätigkeit zunimmt, erschaffen die Sehnen des Körpers.

Nicht der winzigste Schmerz quält mich. . . . Ich erlösche allmählich wie die Kerze, welcher das flammenspendende Material ausgeht.

Louison kennt meinen gefahrdrohenden Zustand nicht. . . . Ich habe sie veranlasst, nach Nizza zu reisen, um sie ein Leben kennen lernen zu lassen, nach welchem sie sich seit langem sehnte. . . . Was sie dort treibt, weiss ich nicht. Ich setze ihr keine Spione. . . . Mag sie der Freiheit entgegenleben, welche ihr die nächste Zeit ohnehin bringt.

Gewiss! Sie wird mich betrauern. . . . Wenigstens eine Zeit. . . . Schon deshalb, weil Schwarz sie so vorzüglich kleidet.

Sie ahnt nicht, dass ich alles, alles weiss. Ich habe ihr keinen Vorwurf gemacht, noch viel weniger einen Scandal in Scene gesetzt, der mich und den Namen, welchen ich führe, mit unauslöschlichem Makel besudelt hätte. Ueberdies blieb mir Louison deshalb doch verloren; denn es gibt im Leben des Mannes eine eherne Scheidewand, über welche weder Vergessen noch seine Verzeihung hinweg kann.

Nur diesen Zeilen will ich meine Bekenntnisse anvertrauen. Vielleicht liegt in ihnen die Andeutung, wie man sich die Zukunft meines Weibes

erklären könne. . . Ausserdem sieht man, mit wie wenig Recht ich verlacht worden. —

* * *

Hier brach das Manuscript ab: der Tod hatte dem Freunde die Feder entwunden.

Ich konnte mich einer tiefen Rührung nicht erwehren. . . Armer Erwin! Was musst du gelitten haben. . . Denn dein Hinscheiden ist allerdings nur auf eine psychische Ursache zurückzuführen. . . Und denken müssen, dass im Grunde nicht die geringste Veranlassung dazu vorhanden gewesen. . .

Es ist kein Zweifel: du selber trugst die Schuld an deinem Tode!

Wer wollte es leugnen, dass du die Definition für deine vermeintliche Hellscherei überaus geschickt gegeben. . . Allein schliesslich wird dir schwerlich ein Mensch Glauben schenken können. . . Nicht als ob du etwa die Absicht gehabt hättest, wissentlich eine Lüge in die Welt zu streuen! In deiner Phantasie hattest du dir das Gebäude ganz haltbar und kunstgerecht zurecht gelegt. Allein vor dem Realismus der Wissenschaft muss es zusammenstürzen — wie das Kartenhaus des Kindes bei dem leisesten Windhauch.

Da fällt eben mein Blick durch das geöffnete Fenster auf Louison. . . Wie trübsinnend sie dahin schleicht. . . Spricht nicht jeder Zug ihres schönen Antlitzes Trauer um dich, Erwin! Es ist kein Zweifel, du thatest ihr Unrecht! Du selbst brachtest dich um ein Glück, das dir so herrlich beschieden gewesen. . . Armer Phantast! Armer Schwärmer!

* * *

Louison hat sich wieder vermählt. . . Alle Welt ist erstaunt, denn das erste Mittel des Trauerjahres ist knapp verflossen. . . Ihr Gatte ist jener hübsche Offizier, mit welchem sie so kunstgerecht zu tanzen verstand. . . Die Leute murmeln, es sei eine altgewurzelte Neigung. Aber Lothar von Emminghausen konnte seine Jugendgeliebte erst dann heiraten, nachdem sie Witwe und — Erbin des reichen Grafen Erwin geworden.

Armer Freund! Warst du wirklich kein Schwärmer, kein Phantast. . . Und soll ich in der That fürchten, dass dich die Welt umsonst — verlacht. . .





DICHTERGARBEN.

Die Kindesmörderin.

Seine Worte klangen, ach! so wahr!
«Marie, du wirst die Meine!»
Doch als vorbei das alte Jahr,
Liess er sein Lieb' alleine.

Auf den Fenstersims ein Staarmatz flog,
Der pfiß gar lose Lieder,
Und als ins Land der Sommer zog,
Wurd' enger Liebchens Mieder. —

Sie weinte sich fast die Augen blind
Vor Gram und wilden Schmerzen, —
Des ungetreuen Mannes Kind
Regt' sich ihr unterm Herzen.

* * *

Die Sonne schien fröhlich ins Gemach,
Als ob sie von Wolken nichts wüsste; —
Marie vergass alle Schand' und Schmach,
Als sie nun ihr Knäblein küsste.

«Wie der Vater blickst du lieb und klar,
Ja, vom Vater sind deine Züge.
Doch weh! — Dein Vater ein Lügner war,
Und du bist das Kind seiner Lüge! —

Schlaf' ein, mein Sohn, schlaf' ewig ein!
Deine Mutter lullt dich in Schlummer! —
Bald wirst du bei den Engeln sein,
Bist sicher vor Lügen und Kummer!»

* * *

Wie grabeshohl die Drossel sang:
«Ein Unheil ist geschehen!»
Sie hatte wohl am Erlengang
Ein junges Weib gesehen.

Das war so blass und sonnenscheu,
Schlich einsam durch die Hecken,
Und fiel ein Gras und dürre Spreu,
Dann schien es aufzuschrecken. —

Beim Erlengrund im grünen Wald
Hat man ein Kind gefunden:
Der kleine Mund so stumm, so kalt
Und am Herzen böse Wunden.

* * *

Vom grauen, alten Glockenhaus
Erschallt ein dumpfes Grüssen:
«Gerichtet bist du, sei bereit,
Sollst deine Sünde büssen!»

Zum Anger walt ein Schwarm hinaus;
In finst'rer Mönche Mitten
Ein bleiches Weib. Es ist bereit
Und hat bald ausgelitten. —

Das Rufen schweigt vom Glockenhaus,
Zur Stadt zieh'n ernste Reihen, —
Da flüstert's still: «Sie war bereit,
Und Gott wird ihr verzeihen!»

Paul Fritsche.

Der Sylph.

Ich bin ein Sylph, ein Duftgebild, ein Schemen,
Der in den Lüften hin und wider schlüpft,
Ein Hauch, den Weste auf den Fittich nehmen,
Der Lebensring, der Gott und Mensch verknüpft.

In Nebeldunst und Mondesdämmer gleiten
Die Strahlen meines Lichtleibs durch die Nacht,
Dann schauert mich der Blick des Eingeweichten,
Die reine Seele, die fromm sinnend wacht.

Mich im Krystall des stillen Sees zu spiegeln,
Durchstreif' ich leichten Flug's das Uferrohr —
Da schwimmt mein Bild auf glanzgewob'nen
Flügeln,
Und schäkernd grüss' ich's, und es grüsst empor.

In eure Gärten mag ich manchmal schweben;
Ich schlürfe mich am Duft der Blumen satt
Und suche sachte, dass sie nicht erbeben,
In ihren Kelchen eine Schlummerstatt.

Oft trägt mich auch ins Kämmerlein die Schwinge,
Wo hold ein zartes Kind im Schlafe liegt;
Dem raun' ich sanft ins Ohr viel Wunderdinge,
Bis es ein ros'ger Traum im Arme wiegt.

Und freut's mich durch die Himmelshöh'n zu
schweifen,
So ruft die Furcht: «Habt ihr den Stern geseh'n,
Den Stern dort mit dem langen Flimmerstreifen?
Gott gnad' uns! Eines hier von uns muss geh'n!»

Französisch.

Alexandre Dumas. *Hans von Vintler.*

Der Entfernten.

Wohl über Meer und Thal und Hügel,
Soweit sich nur die Ferne dehnt,
Spannt meine Sehnsucht ihre Flügel,
Bei dir zu rasten ohne End'.

Wie scheinst du jetzt mir doch so theuer,
Seit dich mein Auge nicht mehr sieht,
Und um so stärker brennt das Feuer
Der Liebe, die mein Herz durchzieht.

Nun weiss ich erst, was mir entschwunden,
Seit unsrer Trennung banger Frist,
Und an der Sehnsucht heißen Wunden
Kenn' ich, wie tief mein Lieben ist.

Leb' wohl! Der Schmerz des Scheidens lehrte
Mich jetzt erst deinen Wert versteh'n —
So nahe die Engel auch der Erde,
Man kennt sie dann erst, wenn sie geh'n.

Englisch.

Thomas Hood.

Fr. Xav. Seidl.

An * *

Ich führe eine Feder, wie Wertesschneide
scharf,
Und frug, ob ich in Minne an dich sie richten
darf;
Und eh' ich's mich versehen, da lag ich schon
im Bann
Und hielt es ganz natürlich zu sagen schon:
Ich kann;
Da ward mir voll der Busen, das Herz mir
überquoll,
Ich schrieb und schrieb und sagte: Ich kann
nicht bloss, ich soll.
Der Minne Phantasien, sie lullten ein mich still,
War immer noch der Meinung, es sei so, weil
ich will;
Doch seit du mich liesst ahnen nur deinen
Feuerkuss,
Da stammelt nur dein Slave sein zitterndes:
«Ich muss!»

Egon Rail.





HECTOR MALOT.

Französisch.

MORITZ SMETS.

DER SCHATTEN.

Nachdruck verboten.

Wie ich erfuhr, dass ich betrogen war? fragen Sie.

Hier die Antwort:

Sie wissen, in welcher Verfassung ich Paris verlassen: müde und matt, kleinmüthig, stumpf für alles und jedes, der Männer, der Frauen überdrüssig, vornehmlich des schönen Geschlechtes satt.

Zwanzig Jahre eines in vollsten Zügen, in tollster Weise genossenen Pariser Lebens, ohne eine Stunde der Rast, der Erholung oder der Zurückhaltung, hatten mich abgehetzt, aufgerieben; ich war ganz und gar fertig, um mich kurz und gemeinverständlich auszudrücken; selbst das Überschreiten eines jeden Masses übte keine Wirkung mehr auf mich aus.

Wie oft habe ich in den letzten Zeiten dieses Lebenswandels mich im Café Anglais oder Café Riche an einem Tische niedergelassen und bin dann, nachdem ich lange die Speisekarte durchgesehen und dabei ungeduldig das anpreisende Geschwätz des Aufwärters angehört, wieder mit leerem Magen, ohne dass ich mich für etwas zu entscheiden vermöcht hätte, aufgesprungen, um in eine Vorstadt oder in ein Dorf der Umgegend hinauszuwandern und eine elende Wassersuppe mit Bauern und Tagelöhnern zu verzehren!

Wie oft bin ich bei der ersten Vorstellung eines Stückes, nachdem ich das Schauspielhaus nach allen Richtungen mit meinem Augenglase durchspäht, voll Wuth, immer nur die nämlichen Gesichter zu schauen, davongerannt!

Nehmen Sie hiez zu ein allgemeines körperliches Unbehagen, welches die Ärzte mit gründlicher Sachkenntnis, ich will es glauben, aber auch höchst verschiedenartig behandelten. «Essen Sie rohes Fleisch und trinken sie Alkohol!» rieth der eine an. — «Gebrauchen Sie eine Milchcur!» war der Rath eines anderen. — Ein Zwanzigster, origineller als sämmtliche, bedeutete mir: «Hinaus auf das Land und dort ein naturgemässes Leben geführt!»

Schliesslich entschied ich mich, diesen Rathschlag zu befolgen. Warum nicht? Hiermit würde ich doch eine Abwechslung haben!

Mein Vermögen befand sich in nicht minder üblem Zustande als meine Gesundheit; gleichwohl verblieb mir mein väterliches Erbgut, welches mit seinen Waldungen und Meiereien eine Rente von hunderttausend Francs abwirft. Dahin, nach dem Mas d'Andol, flüchtete ich mich in ländliche Abgeschiedenheit.

Seit dem Ableben meines Vaters, das ist seit zweiundzwanzig Jahren, war ich nicht wieder hingekommen: das Schloss wies auch in seinem Äusseren einige Ähnlichkeit mit dem des schönen Dornröschens nach dem hundertjährigen Schlafe dieser Königstochter; aber nicht um überwucherndes Gestrüppe, um moosbewachsene Dächer, um den dumpfigen Geruch in den so lange verschlossen gehaltenen Räumen kümmerte ich mich. Überdies bemerkte ich weder dieses Gestrüpp, noch das Moos auf den Dächern, als ich vor diesem Gebäude, worin meine Kindheit verflossen, anlangte; es war diese Kindheit selbst, es war das schöne Blondhaar meiner Mutter, das edle Haupt und die heitere Miene meines Vaters, die mir vor Augen schwebten, sowie es auch, als ich die Gemächer betrat, kein dumpfiger Geruch war, den ich verspürte; es wehte mir — von den geöffneten Fenstern her — die salzige Luft des mittelländischen Meeres entgegen, welche, durch die Waldung streichend und die Fichtenwipfel wie leiser Singsang umschwirrend, mich so oft in Schlummer gewiegt hatte.

Nach sechsmonatlichem Aufenthalte im Mas d'Andol, Herumstreifen im Forste und naturgemäsem Leben war ich wieder gekräftigt und quälte ich mich nicht mehr über den Küchensettel meiner Mahlzeiten ab; im voraus sicher, das, was man mir auch auftrüge, mit gutem Appetite früh morgens, mittags und abends zu verzehren.

Doch nur, wenn man krank ist, weiss man das Glück der Gesundheit voll zu schätzen; sobald man sich wieder wohl befindet, benöthigt man, um glücklich zu sein, noch anderweitiges, als einen guten Appetit und einen guten Schlaf. Wenn ich im Mas d'Andol meine Gesundheit wieder erlangt hatte, so ward ich aber meinem Trübsinne, meiner Abgespanntheit nicht entrissen.

Was sollte ich thun? Spazierengehen, jagen, essen und trinken, schlafen — ein schönes Leben das! Damit war mir keineswegs gedient!

Eine Familie hatte ich nicht mehr, bloss einige entfernte Verwandte, welche allzu ersichtlich sich beeiferten, mir solche aufdringliche Freundschaftsgefühle, die man für jemanden hegt, den man eines Tages zu beerben hofft, zu bezeugen.

Soll ich mich verehelichen? Dies kam mir nicht einmal in den Sinn, da ich betreffs der Ehe — nämlich mit den Frauen anderer — zu unglückliche Erfahrungen gemacht, um von der Lust, selbe mit einer Frau, die

meinen Namen trüge, fortzusetzen, angewandelt werden zu können, und dann, war denn nicht mein Herz erstorben, ganz todt?

Ich sah fast niemanden im Mas d'Andol und verliess es auch selten, nur dann, wenn ich nach Aix oder Marseille fuhr, um einige Ordnung in meine Geldangelegenheiten zu bringen, was meine einzige Beschäftigung, meine alleinige Zerstreuung war.

Als ich eines Nachmittags in Aix auf dem Corso mit dem Baron . . ., doch ich will seinen Namen nicht aussprechen, es reicht hin, wenn Sie erfahren, dass wir Freunde von frühester Jugend an gewesen . . . spazieren-gieng, erblickte ich ein junges Mädchen, das neben seiner Mutter im Schatten eines Baumes sass; seine Miene von engelhafter Sanftmuth fiel mir noch weit mehr als seine Schönheit, welche doch keine gewöhnliche war, auf; mehreremale führte unser Rundgang mich an dem Mädchen vorüber, und jedesmal fühlte ich mich durch den zarten, sinnigen Ausdruck seiner schönen Gazellenaugen lebhafter berührt.

Ich richtete an meinen Gefährten keine Frage, wer die junge Dame sei; was gieng es mich an?

Aber heimgekehrt, dachte ich an sie; in meinem Schlummer sah ich sie wieder; auf meinen einsamen Spaziergängen beschäftigte sie mich ausschliesslich; in meine Träumereien schlich ihr Bild sich ein.

Sechs Tage später fuhr ich wieder nach Aix und bot meine ganze Gewandtheit, deren ich fähig war, auf, um auszukundschaften, wer sie sei. Meine Mühe erntete baldigen Erfolg: sie war die Tochter eines Gerichtsrathes, der seit drei Jahren verstorben, ohne das mindeste Vermögen zu hinterlassen; sie lebte mit ihrer Mutter von einer ganz kleinen Rente; sie besass Schönheit, Anmuth, Geist, alles, mit Ausnahme einer Mitgift; demnach hatte sie sich nicht verheiratet, und es war auch wahrscheinlich, dass sie nicht heiraten würde, denn sie hatte ein zu grosses Selbstgefühl, um einem Manne, der ihrer nicht würdig wäre, die Hand zu reichen.

«Für sie passte ein Mann, wie du bist!» sagte der Baron zu mir.

«Ich mich verheiraten! In meinem Alter, in meiner Lage, welch ein Unsinn!»

«Was mich betrifft», fuhr der Baron fort, «so würde ich schon lange, wenn ich dein Vermögen besässe, um sie angehalten haben, ohne dass mir über mein Alter, das doch das nämliche wie das deinige ist, Bedenklichkeiten aufstiegen; aber das Unzureichende meiner Stellung verurtheilt mich, entweder eine reiche Frau zu heiraten oder ein Junggeselle zu bleiben.»

Und mit einem Feuereifer und durch Anführung von allerlei Gründen suchte er mir zu beweisen, dass solche Heirat, anstatt ein unsinniger Streich zu sein, vielmehr eine Handlung reinsten Vernunft, wahrer Weisheit wäre.

Lachend schied ich von ihm.

Wenn ich Ihnen schilderte, wie ich in weniger Zeit als einem Monate dahin gelangte, die Gründe des Barons mir immer wieder vorzusagen, würde ich allzu weitläufig werden; genug an dem, dass es mir nicht mehr als Unsinn erschien, zu lieben und aus Liebe eine Ehe zu schliessen.

Den Baron betraute ich, meine Werbung vorzubringen; von der Mutter, auf welche mein Vermögen und mein Name bestimmend wirkten, günstig aufgenommen, wurde sie von dem jungen Mädchen abgelehnt.

Weit entfernt, meine aufkeimende Leidenschaft zu stillen, feuerte dieser abschlägige Bescheid sie noch mehr an.

Mit allen Vorzügen verband dieses junge Mädchen eine ebenso seltene als schöne Eigenschaft — den Stolz. Arm, liess sie sich nicht durch das Vermögen für mich einnehmen; sie wollte ihren Gatten lieben; da sie mich gar nicht kannte, konnte sie mich nicht lieben.

Es galt somit, mir ihre Liebe zu erringen. —

Hiezu bedurfte es eines halben Jahres, sechs in fieberhafter Aufregung verbrachter, zwischen Furcht und Hoffnung getheilte, aber auch endlich vom Glücke beseligte Monate.

Dieses Glück währte in unserer Ehe fort, es entfaltete sich immer mehr und es wäre ganz unbewölkt geblieben, wenn ich nicht an meiner Frau eine Schwermuth, einen leisen Zug von Traurigkeit wahrzunehmen geglaubt hätte.

Bereute sie, diesen Ehebund geschlossen zu haben? Fand sie in mir einen anderen Mann als den, der sich in ihre Vorstellungen eingelebt, nach dem sich ihr Herz gesehnt hatte?

Ich vermochte diesen Fragen umsoweniger nachzuhängen, als sie mir eine sehr zärtliche Liebe, allerdings keine überschwengliche, keine zur Schau gestellte, sondern eine rücksichtsvolle, zurückgedämmte, tiefe, kurz: eine solche bekundete, dass man hätte keine Augen haben müssen, um sie nicht zu erkennen, kein Herz, um sie nicht zu entscheiden.

Und dennoch?

Dieses Fragezeichen, das sich vor mir aufrichtete, und um das ich vergeblich herumschweifte, verursachte mir, um so grössere Pein, als ich sonst der glücklichste Mensch von der Welt gewesen wäre. Diese Liebe hatte mir das Leben wiedergegeben, Besseres als das Leben: die Jugend und mit ihr den Glauben, die Begeisterung; ich war zu einem zwanzigjährigen Jünglinge geworden und ich fühlte mich auch als solcher.

Hatte ich schon meine Frau um ihrer selbst willen leidenschaftlich geliebt, so betete ich sie wegen des Wunders der Auferstehung, das sie an mir vollbracht, geradezu an, von Dankbarkeit gegen sie durchdrungen.

Infolge meiner Heirat war im Mas d' Andol alles verändert worden. Das alte Schloss hatte eine ganze Umgestaltung erhalten, auf die frühere Stille war ein Leben voll Bewegung gefolgt; denn ich wollte, dass um die Herrin des Hauses alles in Jugendfrische und Glanz, wie sie selbst, erstrahle.

Wir empfingen daher viele Besuche.

Selbstverständlich war der Baron einer von unseren Gästen; er kam oft und blieb sogar bisweilen, wenn wir allein waren, mehrere Tage bei uns. —

Eines Tages fuhren wir alle drei zu Wagen, in einem offenen Break, den ich selbst lenkte, aus; meine Frau sass neben mir, der Baron hatte sich hinter uns auf einen der Seitensitze niedergelassen.

Das Ziel unserer Fahrt war, einen Besuch meinem Notar, mit dem ich eine dringliche Angelegenheit zu besprechen hatte, abzustatten.

Als wir bei seinem Hause anlangten, trafen wir ihn vor dem Thore, im Begriffe, auszugehen, und es befremdete mich, bei einem so höflichen Manne, wie er war, dass er nicht Kehrt machte, um mich bei sich zu empfangen.

«Thut mir überaus leid,» sagte er, «man ruft mich nach Fontanieu eines Testamentes wegen, allem Anscheine nach duldet die Sache keinen Aufschub.»

«Nun, so fahren Sie mit uns, Fontanieu liegt auf unserem Wege, ich werde Sie hinbringen; jedenfalls gelangen Sie schneller weiter als zu Fuss, und unterwegs können wir uns miteinander besprechen; auch meine Angelegenheit ist höchst dringlicher Art.»

Meine Frau war flink auf das Trottoir hinabgesprungen und rückwärts auf der Seite des Barons eingestiegen; sonach musste der Notar trotz seiner artigen Ablehnungen den Platz neben mir auf dem Vordersitze einnehmen.

Wir fuhren ab und gelangten, über meine Angelegenheit schlüssig geworden, nach Fontanieu, wo ich dem Notar an einem Kreuzwege, der zu seiner Kundschaft führte, absetzte.

Meine Frau wollte absteigen, um sich wieder neben mich zu setzen; doch ich hielt sie zurück, denn zu Sommers Ende versinkt man in dem weissen Staube unserer Strassen in der Provence bis an die Knöchel, und an der Stelle, wo wir Halt gemacht, war dieser Staub eben zu einer dicken Schichte angehäuft.

Sie wollte nicht absteigen, ich liess es durchaus nicht zu.

«Das ist doch wahrlich nicht der Mühe wert, in einer halben Stunde sind wir ohnehin im Schlosse.»

Und ich trieb die Pferde an. —

Von Fontanieu nach dem Mas d'Andol läuft die Strasse in schmalen Schlangenwindungen auf dem Abhange einer steilen und kahlen Anhöhe, in welche man sie eingeschnitten; auf der einen Seite; links, eine nackte Mauer, auf der anderen, rechts, schroffe, mit Felsengerölle bedeckte Abstürze, und in der Tiefe von hundert bis hundertfünfzig Meter eine Schlucht, das Bett eines Wildbaches.

Nachdem wir ungefähr einen Kilometer hinangefahren, mussten wir eine lange und jähe Berglehne hinunter, und sohin hatte ich meine ganze Auf-

merksamkeit auf die Pferde zu richten, denn sie waren jung, feurig, seit kurzem erst vor einen Wagen gespannt. Es war nöthig, sie fest in der Hand zu behalten; ich brach demnach das Geplauder mit dem Baron, gegen den ich während des Hinanfahrens gekehrt geblieben, ab und beschäftigte mich nur mehr mit meinen Pferden.

Damit Sie das nun Folgende verstehen, muss ich Ihnen bemerken, dass wir zu unserer Rechten die Sonne, die sich ihrem Untergange zuneigte, hatten, so zwar, dass meine Frau und der Baron, um nicht von ihrem Lichte geblendet zu werden, sich, den Rücken ihr zuwendend, auf die nämliche Bank gesetzt hatten.

Plötzlich erblickte ich an der glatten, weisslichen Wand des abgebrochenen Felsens zwei dunkle Schatten, die sich wie zu einem Kusse gegeneinander neigten.

Es schien ein Blendwerk zu sein, denn da die Wand auf einmal infolge eines mit Schutt angefüllten Spaltes selbst eine dunkle Färbung hatte, erblickte ich nichts mehr.

Aber fast sogleich setzte die weissliche Wand sich wieder fort, und ich sah auch wieder diese zwei Schatten in so scharfen Umrissen, als ob sie aus dem Rahmen eines Spiegels hervorträten. Der eine Schatten war der meiner Frau, der andere der des Barons; dieser, sich zu meiner Frau, die vor ihm zurückzuweichen schien, herabbeugend, drückte einen Kuss auf ihren Hals.

War dies denn möglich?

Es konnte nur eine Gaukelei der Sinne sein!

Aber nein, die Wirklichkeit war es, die dort, von jenem Felsen aus, unverkennbar, unabweislich sich mir aufdrängte und nachsetzte.

Ich hatte richtig gesehen, noch stand es mir vor den Augen.

Sie!

Aus Schmerz und Ingrimme von Sinnen, hieb ich, ohne mich auch nur einmal umzuwenden, wüthend auf die Pferde ein und lies sie im ungezügelten Dahinsprengen über die Brustwehr der Strasse setzen. — — —

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einem Absturze der Anhöhe in dichtem Buschwerk, das mich festhielt, hingestreckt.

Eine schwache Stimme, ein Ruf erklang ober mir; mühsam kehrte ich mich nach dieser Seite.

«René!» erklang es.

Sie war es, die mit einer Hand sich an einem vorspringenden Felsblocke angeklammert hielt.

Ich richtete mich ein wenig auf:

«Ich habe dich gesehen . . . ihn küssen gesehen . . .»

«O mein Gott!» stöhnte sie.

Und mit der Hand loslassend, stürzte sie an mir vorübergehend den jähren Hang hinunter.

In dem Blicke, den sie mir dabei zuwarf, drückte sich die innigste Zärtlichkeit aus.

Arbeiter in einem nahen Steinbruche, durch das Getöse dieses entsetzlichen Sturzes herbeigelockt, leisteten mir Beistand. Ich hatte ein Bein gebrochen und eine Schulter ausgerenkt, ich konnte mich gar nicht bewegen.

Aber sprechen, fragen konnte ich.

Meine Frau lag zerschmettert in der Tiefe der Schlucht — auch er war eine Leiche. —

Die Ärzte erhielten mich am Leben.

Fünf Monate nach diesem Tage war ich imstande, die Gerichtspersonen, welche zur Aufnahme eines Inventars, da ich nicht anders den Ehevertrag als auf Grund der Gütergemeinschaft abschliessen gewollt, schreiten mussten, zu begleiten.

In einem Kästchen ihres Ankleidezimmers fand man einen Pack Briefe, welchen der Notar mir einhändigte; sie waren vom Baron. Meine erste Regung war, sie in das Feuer zu werfen; gleichwohl verbrannte ich sie nicht.

Die Unglückliche war von dem Baron, der sie wegen ihrer Armut nicht zur Gattin nehmen wollte, dagegen, indem er mich beredete, sie zu heiraten, hoffte, sie noch fernerhin als Geliebte besitzen zu können, verführt worden; doch sie hatte allen Drohungen, mit denen er sie verfolgte, Widerstand geleistet, sich als unnachgiebig bewährt, und der Kuss, welchen ich gesehen, war ihr geraubt, nicht von ihr gegeben.



GÜNTHER WALLING.

ALHAMBRA-INSCHRIFTEN.

Aus der Arabesken bunten,
Märchenhaften Prachtgeweben
Weisheitssprüche, Koransworte,
Dichterstimmen zu uns reden.

I.

Das Löwenbecken.

Unvergleichlich ist dies Becken,
Perlen seinen Rand umschimmern,
Die als Schnur Demant-Krystalle
Hell im Sonnenlichte flimmern.

Flüss'ges Silber stäubt in Tropfen
Von dem Wasserstrahl dazwischen,
Dass im Wettstreit Glanz der Steine
Und des Wassers Glanz sich mischen;

Dass das Auge, hold geblendet,
Sich vor Staunen möchte schliessen,
Da es nicht mehr unterscheidet
Marmorglanz und Wasserfließen. —

Aus der Schale rinnt das Wasser,
Dann in Röhren, die sich winden,
Und im Innern des Palastes
Abwärts in die Tiefe schwinden.

Gleich den Thränen, welche rinnen
Von Verliebter Augenlieder,
Die vergossen kaum, sich möchten
Bergen vor den Menschen wieder.

Strömt das Wasser aus der Wolke,
Oder aus der Erde Tiefen,
Oder aus dem unerschöpften
Gnadenborne des Kalifen?

Aber sieh die trotz'gen Löwen,
Demuthsvoll im Staube liegen
Und vergessend ihre Wildheit,
An des Herrschers Thron sich schmiegen.

O erlauchter Ruhmessprosse
Aus dem Hause der Nassriden,
Herrschaft über alle Herrscher
Dieser Welt ist dir beschieden.

Mögst du über deine Feinde
Schlachtgewaltig triumphiren,
Und bei stets erneuten Festen
Lange Jahre noch regieren.

II.

Die Halle der beiden Schwestern.

Ich bin ein Garten, reichgeschmückt
Mit Zierden aller Arten,
Wie sie dem Blick der Menschen sich
Nicht schöner offenbarten.

Durch Muhamed und Allah's Gunst
Bin ich so reich geworden,
Denn Gleiches schuf der Menschen Kunst
Im Süden nicht und Norden.

Es weilt des Frommen Aug' auf mir
Mit Andacht und Entzücken,
Enthüllt sich meines Innern Zier
Vor seinen trunk'nen Blicken.

In meiner Halle ruhen aus
Nachtwandernd die Plejaden,
Mit Wohlgeruch mein Säulnhaus
Die Morgenlüfte baden.

Mich grüsst der Sterne Zwillingspaar
Auf seiner Himmelsreise,
Es naht das Mondlicht silberklar
Mit mir zu kosen leise.

Die Sterne alle stiegen gern
Herab aus ihrer Höhe,
Mein Inn'res, nur geahnt von fern,
Zu schauen in der Nähe.

In meinen Höfen möchten sie
Den Dienst der Sklaven theilen,
Wär' ihnen nur für ihre Müh'
Vergönnt, dort stets zu weilen.

Es wölbt sich stolz mein Eingangsthor;
Von Säulen leicht getragen,
Siehst Bogen du im lichten Chor
Empor gen Himmel ragen.

Ihr Marmor glänzet Perlen gleich,
Dein Auge glaubt Planeten
Zu seh'n, die aus des Äthers Reich
In ird'sche Bahn getreten.

III.

Erste Nische des Comares-Thurmes.

Künstlerhand hat mich gestickt,
Wie Gewand von Seid' und Sammet,
Und mein Diadem geschmückt,
Drin Rubin und Demant flammet.

Bin dem Throne gleich der Braut,
Aber Glück von läng'rer Dauer
Bring' ich, weil, wer mich erschaut,
Ewig ist befreit von Trauer.

Die mir dürstend nah'n und krank,
Allen biet' ich meine Gaben,
Dass sie sich an meinem Trank,
An des Wassers Fluten laben.*

Regenbogen, welcher leicht
Schwebt ob dunklen Wolkenmassen,
Bin ich, doch der Sonne gleicht
Jussuf, der ersteh'n mich lassen.

Ewig wahren soll sein Ruhm,
So lang Pilgerscharen wallen
Nach der Kibla Heiligthum,
Und dort betend niederfallen.

IV.

Zweite Nische des Comares-Thurmes.

Bin die Freude aller Frommen,
Bin ein Hort für die Gebete,
Weil von Allah stets gekommen
Segen dem, der zu ihm flehte.

Meine Vase gleicht dem Manne,
Der empor zu ihm die Hände
Kniend hebt, stets wiederholend
Sein Gebet, wenn es zu Ende.

Um die Grösse Ibn Nasr's
Und sein Ansehn zu vermehren,
Hat ihn Allah überschüttet,
Aus dem Füllhorn seiner Ehren.

Heil'ge waren seine Väter,
Und er ist der Spross, der echte,
Ist der Nachkomme aus Jazrech
Saad Obada's Geschlechte.**

* In den Nischen standen kostbare Wasserkrüge (Alkarazzas).

** Ein Tribus, der bei den Arabern für heilig galt.





ELISABETH JESCHKE.

Amerikanisch.

DAS KIND DES REGIMENTES.

Wir waren nach Port-Royal Island zurückgekehrt. Es war ein herrlicher, warmer Novembermorgen, die Spottvögel pfffen ihre schönsten Melodien, die Baumwollenfelder glänzten mit ihren weissen, seidenartigen Flocken, unsere Leute reinigten und putzten ihre Waffen unter heiterem Singen, während wir Officiere uns in unsere Zelte zurückgezogen hatten, um die Briefe zu lesen, welche der Courier soeben gebracht und vertheilt hatte.

Es klopfte an die Thür! (Ich hatte eine Thür.) Die Klinke knackte! — Die einzige Klinke im ganzen Lager, auf welche ich ausserordentlich stolz war, und welche meine Officiere stets mit dem möglichst grössten Geräusch öffneten, um dadurch dem Stolz des Eigenthümers die gebührende Aufmerksamkeit zu erweisen.

«Herein!»

Die Klinke hob sich, die Thür gieng auf. Herr C . . . , unser Quartiermeister, trat zwei Schritte vor mit einem so strahlenden Ausdruck im Gesicht, dass dadurch das ganze Zelt erleuchtet wurde.

«Oberst! ich habe ausgezeichnete Neuigkeiten zu melden!»

«Neuigkeiten?»

«Mit dem nächsten Dampfer kommt meine Frau mit ihrem kleinen Kinde!»

«Mit ihrem kleinen Kinde? Ihr träumt wohl, Quam!» (Wir verkürzten auf diese Weise den ehrenwerten Titel unsers Quartiermeisters.)

«Euer Pass bewilligt und erwähnt Madame C . . . , aber von einem Kinde ist darin nicht die Rede. Ein Baby! das wäre etwas!»

«Aber das Kind gehört ja mit dazu, Oberst!» rief Quam triumphirend. «Das ist ja in dem Pass mit einbegriffen! Wie kann sich meine Frau von ihrem Kinde trennen! Und dann, Oberst, besagt der Pass: ‚Mit seinem unumgänglich nothwendigen Gepäck.‘ Ein kleines Kind von sechs Monaten ist doch ganz gewiss für seine Mutter ein unumgänglich nothwendiges Gepäckstück, Oberst!»

Bei diesen Worten brach Quam in ein schallendes Gelächter aus.

«Aber, mein lieber Kamerad, wie in aller Welt wollt Ihr diese Kleinkindergeschichte ins Werk setzen, wie wollt Ihr es einem so zarten Wesen behaglich machen unter einem Zelte im Winter von Süd-Carolina, wo man des Mittags beim Exerciren geröstet wird und des Nachts das Wasser zur Seite des Bettes gefriert?»

«Das lasst meine Sorge sein, Oberst!»

Zwischen den Lippen pfeifend machte der entzückte Papa Kehrt, und ich hörte, wie er jedem der ihm begegnenden Officiere die grosse Neuigkeit mittheilte.

Schon an demselben Tage begannen die Vorbereitungen; das Zelt Quam's verwandelte sich in ein Home, ein wahres Meisterwerk der Liebe und Vollkommenheit. Pfosten, Balken, Dielen, nichts fehlte, weder der Kamin noch eine in Angeln sich leicht bewegende Thür, und was die Klinken anbetrifft, so war die meinige, bisher die einzige bekannte ihrer Gattung im Port-Royal Island, von jetzt an ein überwundener Standpunkt. Pompée, einer unserer Regimentszimmerleute, fabricirte eine Wiege. August, sein Gehilfe, construirte eine Bettstelle, hoch genug, dass die Wiege darunter geschoben werden konnte. Flora breitete ein Stück Teppich von rother Farbe vor das Bett und Chloe, die Frau eines unserer Sergeanten, wurde zur Oberaufscherin des Säuglings ernannt. Unsere brave Negerin Chloe rauchte eine enorm grosse Pfeife. Dies war allerdings eine grosse Unvollkommenheit, aber die Weisen des Regiments waren der Meinung, dass, wenn das Kind damit nicht einverstanden wäre, es sicher Einwand erheben würde, und sie hatten vollkommen recht, das Kind erhob in der That Einwand, indem es mit seinem kleinen Fäustchen die Pfeife zerschlug, als es Chloe zum erstenmale hinnahm.

Mittlerweile kam das Dampfboot, die Mama und das Baby. Der junge Anwuchs (es war ein Mädchen) wurde in sein Bettchen gelegt und schlief darin, als ob es sein Leben lang nichts weiter gethan hätte als schlafen. Kaum war es erwacht, so promenirte Chloe mit ihm vor dem versammelten und geblendeten Volke, und von dieser Stunde an regierte das Baby despotisch über uns alle.

Es hatte sanftblickende, klare blaue Augen, wellenförmiges braunes Haar, runde Wangen mit Grübchen in der Mitte und dabei einen Ausdruck von Würde, welcher bei einem so kleinen Kinde ebenso rührend wie schön ist. Es war weder weinerlich noch blöde, nahm jeden gut auf, ohne jemals eine Freiheit gut zu heissen, selbst bei seinen besten Freunden nicht.

In einem weichen, scharlachrothen Burnus mit langen Ärmeln und Capuchon eingehüllt paradirte es durch das Lager.

Wenn die auf Posten ziehenden Wachmannschaften die Inspection passirten, war das Baby stets da und prüfte mit unzerstörbarem Ernst die Reihen;

es sagte nicht viel, aber seine Forscherblicke, welche sich hauptsächlich auf die Knöpfe richteten, zeigten, dass es zu beurtheilen verstand, was glänzend und rein, und dass es vor allem das Auffallende liebte.

Das Baby präsidirte des Morgens beim Exerciren, und der mit Schärpe und Degen umgürtete diensthabende Officier holte sich erst die Ordres von ihm, bevor er in das Zelt des Obersten trat, um dieselben dort entgegenzunehmen. Des Mittags traf es der Tambour im Quartier, wenn es die langen Reihen der Soldaten überwachte, welche sich mit Topf und Teller in der Hand nach der Küche begaben. So lange die Sonne am Himmel stand, sah man das Baby auf Chloe's Armen die langen Strassen des Lagers verfolgen bis zu einem Kreuzwege, wo es dann allemal umgeben war von einem Kreise von Bewunderern, schwarzen Gestalten und blauen Uniformen, die durch das scharlachrothe Kleidchen und das rosige Gesichtchen auf das lebhafteste erheitert wurden. — Wenn der Appell des Abends die Leute versammelte, sie sich in Front aufstellten und ich ihre Bewegungen zu commandiren hatte, richteten sich meine Blicke stets, ohne dass ich es wollte, nach dem kleinen rothen Gegenstande am Ende der Linie, in welchen ich so vernarrt war, dass ich erstaunt bin, nicht manchmal anstatt «Achtung! Bataillon! Gewehr auf!» gerufen zu haben «Achtung! Bataillon! Baby auf!»

Unsere kleine Königin vertheilte ihre Gnade ganz unparteiisch, ohne Laune, unbeeinflusst durch die Farbe, jedoch war es augenscheinlich, wie sehr sie die Tambours vorzog! Es waren entschieden ihre Lieblinge, doch nicht die meinigen, wie ich ganz offen gestehe: verschmitzte, muthwillige Spitzbuben, die mir mehr zu schaffen machten als das ganze übrige Regiment. Annie, unser Kind, liebte sie, glaube ich, hauptsächlich des Lärms halber, den sie verursachten, wegen ihrer rothen Mützen, welche gleiche Farbe mit ihrem Capuchon hatten, wegen der rothen Aufschläge an ihren Jacken und vielleicht auch, weil sie, um ihre Gunst zu erwerben, mehr auf den Köpfen als auf den Füßen standen. Zum Schlusse des Appells marschirte das ganze Corps der Tambours nach dem Zelte des Generals, woselbst, sobald der letzte Sonnenstrahl verschwand, die Retraite geschlagen und die Standarte langsam herabgesenkt wurde: eine Festlichkeit ohnegleichen für Annie!

Manchmal (o, das war süß und köstlich!) wickelte der Sergeant-Major Annie in die weiten Falten der Fahne, von wo aus sie mit ihren grossen glänzenden Augen aus Streifen und Sternen hervor zu uns herüberblickte wie eine frisch aufblühende Göttin der Freiheit. —

Jedesmal, wenn der General Officiere zu uns sandte, um nicht die Soldaten, sondern das Material der Equipirung Revue passiren zu lassen, und die im hohen Grade langweilige Verrichtung vollendet war, sagte ich:

«Es ist noch etwas in Augenschein zu nehmen, eine Eigenthümlichkeit des Regiments.»

«Noch etwas?» meinte der Officier gewöhnlich mehr gedrückt als entzückt: «Noch etwas?»

Auf ein Zeichen brachte man dann das Baby herbei, und ich muss gestehen, ich habe nie jemand gesehen, alt oder jung, traurig oder fröhlich, dem diese Vorstellung nicht das Gesicht verklärt hätte. Beim Abschiede gewährte Annie jedem ihrer Besucher einen der tiefen Blicke, welche man an den Bildern Raphael's oder Murillo's so allgemein himmlisch findet und weche wir ebenso nachdenklich, süß träumerisch, ebenso himmlisch täglich bei unserm Lieblinge wahrnehmen konnten, wenn er sein lockiges Köpfchen an uns anschniegte.

Das doppelte Zelt des Quartiermeisters: Bureau vorn und dahinter Schlafzimmer, Salon, Wohnzimmer und was man sonst noch wünscht, gefiel dem Baby ausnehmend, so einfach das dazu verwendete Holz auch zugehauen war. Chloe wohnte für sich mit ihrem Zubehör zum Waschen und Seifen. — Eines Abends kramte Madame C . . . in verschiedenen Fächern nach einigen Briefbögen für mich, als ich plötzlich im Hintergrunde des Zimmers ein leises, eigenthümliches Girren wahrnahm.

«Was ist das?» fragte ich.

«Ihr fragt, was es ist? Seht selbst.»

Ich öffnete die Leinwandthür! es war nichts da, und doch hörte ich fortdauernd dasselbe unbegreifliche Etwas — ein musikalisches Zwitschern, ein fröhliches Girren, ohne dass ich ergründen konnte, woher es kam. Madame C . . ., welche mir gefolgt war, entfernte eine Steppdecke und zog unter dem Bette die Wiege hervor, worin das kleine Fräulein lag, das fröhlichste kleine Fräulein, was es auf der Welt geben kann! Man hatte es verschantzt hinter einem Dutzend Familienmänteln und ihm dennoch seine gute Laune nicht zu schmälern vermocht.

Das Zelt des Quartiermeisters übte eine gewaltige Anziehungskraft aus. Als ich eines Abends meinen Rundgang machte und mich dem Zelte näherte, hörte ich darin Gesang, diesmal nicht den des Baby, sondern den prächtigen Bariton unseres Majors, welcher die harmonischen Töne der Madame C . . . begleitete. Sie sangen geistliche Lieder. Ich trat in die Thür. Es brannte ein helles Feuer in dem Salon und verlieh dem Stückchen rothen Tuches, welches als Teppich diente, einen wahrhaft königlichen Glanz. Concert, Gesellschaft und Beleuchtung! Die Versuchung war so gross, dass ich, mich selbst einladend, das Heiligthum betrat. Der Major sass auf einer Kiste, der Doctor auf der Fussbank; der Quartiermeister, seine Frau, der Adjutant und einer unserer Hauptleute auf dem Rande der Bettstelle, ich setzte mich zu ihnen, um den melodischen Klängen zu lauschen.

Das Baby war nicht da, es hatte sich in seine eigenen Gemächer zurückgezogen; man hatte es in seinen Käfig gesperrt, und da war es in das Reich der Träume entflohen. Jedem das Seine! Ich bin überzeugt, es war dem

Himmel näher als die höchsten Töne der kräftigen Stimmen unserer Sänger zu dringen vermochten.

Es trat eine Pause ein, dann folgten andere Gesänge.

«Was ist das, hören Sie nichts? Ist es Minette mit ihrem Kätzchen?» fragte der Capitän.

«Mein Kind ist es!» rief Madame C . . . mit dem souveränen Stolz, der nur einer jungen Mutter eigen ist.

In einem Augenblicke war alles auf den Füßen, das Bett befreit und das lächelnde Baby aus der Wiege genommen. Bald auf dem Arme des einen, bald auf den Knien des andern sitzend, hörte nun Baby den Rest des Concertes mit einer Miene an, als wollte es sagen: Ich könnte viel mehr Lärm machen wie ihr, wenn ich nur wollte! Trotzdem erlaubte es sich nichts als ein leichtes Niesen, aus Furcht uns zu stören.

In einem Zelte kann man leicht eine ziemlich hohe Temperatur erhalten, denn ein Zelt ist ein Haus wie jedes andere, wenn auch mit etwas weniger dicken Wänden. Es hat aber eine grosse Schattenseite, eine einzige, das ist der Kamin, welcher nothwendigerweise niedrig sein muss und bei jedem Winde raucht. (Man sagt allerdings, dass dies auch bei vielen Häusern der Fall sei.) Wir hatten dem Übel zu begegnen gesucht, indem wir die Lage der Kamine verschieden errichteten. Diese hier lagen nach Norden, diese nach Süden, die nach Westen, die nach Osten! Rauchte das Zelt des Quartiermeisters, und ein nicht rauchendes Zelt ist undenkbar, so blieben die Zelte des Doctors, des Geistlichen, der Hauptleute *ad infinitum*. Oftmals habe ich Madame C . . . , ihr kleines wohlverpacktes Rothkäppchen im Arme, bei sündflutartigem Wetter laufen sehen, um bei der Frau Majorin oder der Frau des Adjutanten ein Asyl für dasselbe zu erbitten.

Jeder Winter brachte uns einige Tage Sturm, in welcher Zeit die Kamine nicht benutzt werden konnten. Während dieser Tage war Annie schändlicherweise dazu verdammt, in ihrer Wiege zu bleiben, begraben unter Kissen, Decken, Mänteln und Tüchern.

Annie hatte bald — keine Rivalin, denn das ist unmöglich, aber — eine kleine Kameradin im Lager; ein kleines Wesen, schwarz wie Ebenholz, welches viel und oft an ihrer Seite war. Als ich eines Morgens um die Ecke des Pferdestalles bog, bemerkte ich auf dem niedrigen Anbau eines Zeltes einen runden, fleischigen, schwarz wie Tinte aussehenden Gegenstand. Es war ein allerliebstes Bild, welches sich mir darstellte; der Vater mit zur Seite geneigtem, vor Glück strahlendem Kopfe mit seinem afrikanischen Lieblinge spielend, während die Mutter am Stamme einer Mimose lehrend beide betrachtete.

Baby Annie und Baby Cleo, beide Kunstwerken der Sculptur, die eine in Alabaster, die andere in Basalt, gleichend, begegneten sich jeden Tag mit

der heiteren Gleichgiltigkeit, welche den Despotismus ihres Alters charakterisirt. Es gab zwischen ihnen keine Verbindung, keine Formalitäten, keinen Bruch. Nachdem sich beide Majestäten eine Weile mit ernsten Blicken betrachtet und sich ein wenig angegürtet hatten, begaben sie sich wieder in ihre Zelte zurück.

Unser Residenzwechsel veränderte die Gewohnheiten und die Vergnügen Annie's. Statt eines Leinwandhauses hatten wir nun ein Haus von Stein, Port-Royal Ferry. Das Zimmer wurde durch einen Ofen geheizt, dessen Röhre durch ein Fenster ohne Scheiben geleitet war (auf der ganzen Insel gab es weder Glas noch Glaser), und in dem grossen Saale befand sich ein ungeheurer Feuerherd; die mehr oder minder dumpfig riechenden Mauern wurden von unseren Damen immer mit frischem Grün bedeckt. Das Baby sass dann in der Mitte in einem Neste von duftenden Zweigen und half ihnen; ach! so von ganzem Herzen froh zerbrach und zerriss es die kleinen Zweigchen und welch ein Triumphgeschrei erhob es, wenn es ihm gelungen war, mit seinen kleinen Händchen ein grosses Stück abzureissen.

Nach dem Frühstücke war es die erste Pflicht, welche wir Officiere zu erfüllen hatten, dass wir das Baby vor der grossen Flamme des Herdes auf unseren Armen springen liessen; dann folgte Geräusch der Säbel und Sporen auf den Steinplatten, kommende und gehende Couriere, lauter bezaubernde Schauspiele für Annie! Wenn ihr Vater den Hengst bestieg, um die aussenliegenden Feldwachen zu inspiciern, so that er es mit übergeschlagenen Beinen, um sie vor sich setzen zu können; sie liess es sich in ihrer schönen Ruhe lächelnd gefallen und selbst durch das Galoppiren des Pferdes verlor sie nicht einen Augenblick ihre Selbstachtung.

Selbst die Schildwache, welche vor ihrem Fenster auf und ab gieng, hatte ihren Reiz für sie, wenn auch einen etwas eintönigen. Annie liebte mehr das Leben auf dem Platze. Besonders, ach! besonders liebte sie die Hängematten mit ihren weiten Maschen! Darin lag sie wohl eingeschlossen und sicher, und wir beobachteten, wie sie ihre rosigen Ärmchen durch die Maschen steckte! Und wenn sie ein Paket Rosen an sich drückte, oder in einem Bouquet Magnolien fast bis zur Hälfte verschwand, so glaubte man das Bild eines antiken, mit Blumen bekränzten Liebesgottes zu sehen.

Wie reizend war sie, wenn ihre Mutter sie selbst in der strengsten Jahreszeit halbbekleidet an den Herd des grossen Saales trug, um dort ihre Toilette vor den prasselnden Funken desselben zu vollenden! Wir fanden die kleinen, weissen Schultern zum Anbeissen und die rosige grosse Zehe des kleinen Füsschens flösste uns immer neues Interesse ein.

Aus behaarten und befiederten Freunden machte sie sich sehr wenig. Sie beachtete kaum eine Brut junger Rebhühner, welche die Taugenichtse, ihre Lieblinge, die Tambours, in Schlingen gefangen hatten und ihr darboten. Ebensowenig Aufmerksamkeit hatte sie für ein Opossum, welches

sein Junges in der Tasche, ihr eines Morgens von mir vorgestellt wurde. Die hübschen, grünen Eidechsen, mit vom Hellen ins Dunkle wechselnder Farbe, ähnlich dem Chamäleon, gefielen ihr ebensowenig. Aber unsere Kätzchen weich, sammtartig, seidenhaarig, die liebte sie! Sie hatte deren immer zwei bis drei in den kleinen Händen. Diese kleinen Händchen, so seidenweich sie waren, so unsanft giengen sie mit ihnen zu Werke. Ich bewunderte oft die Geduld der schwarzen Kitti, der Zebra-Kitti und der mäusegrauen Kitti, welche ohne einen Laut des Widerspruchs zu erheben sich an den Köpfen, an den Schwänzen und an den Füßen fassen und ihr Fell gegen den Strich streichen liessen.

Die schwarze Kitti, die Zebra-Kitti und die mäusegraue Kitti lernten jedoch schneller den Gebrauch ihrer zwölf Pfoten als Annie den ihrer zwei Füßchen. Sie liefen bald ins Weite und kamen nur selten noch zu Annie, und wenn sie kamen, setzten sie sich vor sie hin, leckten ihre Mäulchen, glätteten ihr Fell und trieben ihre Possen, bis es einem der Officiere, oder besser gesagt, einem der Höflinge einfiel, die Possenreisser einzufangen und sie unterwürfig in den Schoß der kleinen Prinzessin zu setzen.

Unsere kleine Dame liebte den Krieg ebensowenig wie die grösste Kaiserin. Nichts ergötzte sie so sehr, der Paraden und des Exercirens nicht zu gedenken, als der Lärm der Waffen und Kanonen.

Während wir Port-Royal Ferry besetzt hatten, wurde uns zweimal gemeldet, dass am entgegengesetzten Ufer Rebellen mit ihren Batterien heranzögen. Zweimal ertönte das Commandowort: «Hängematten herunter!» Eilboten wurden abgefertigt, das Regiment marschirte auf und nach verschiedenen Punkten wurden Detachements abgesendet; unsere Damen, welche selbst die herannahende Gefahr nicht imstande war, aus ihrem Gleichgewicht zu bringen, so dass sie das Geringste vernachlässigt hätten, begaben sich in voller Toilette, je vier und vier nach der Ambulanz, welche sie nach einem geschützteren Punkte bringen sollte.

Unsere Annie in ihrer ganzen Herrlichkeit, das Gesichtchen vom rothen Capuchon umrahmt, aufrecht sitzend, zu einer so ungewöhnlichen Stunde, war auch da! Wie glänzte ihr Gesicht beim Anblicke des von Licht strahlenden Platzes, bei dem Getöse der kommenden und abmarschirenden Truppen. Sie klatschte in ihre Händchen, bewegte sich lebhaft hin und her, sie jauchzte vor Freude und drohte mit ihren Fäustchen, als ob sie den Feind vernichten wollte, sie gab ihre Meinung so mühe- und sorglos zu erkennen, als wäre sie Sachkennerin.

So schwer es war, die Sprache Baby's zu verstehen, so gefährlich, sich seiner Leitung anzuvertrauen, so wäre ich ihm lieber und freiwilliger gefolgt, als irgend einem Generale, denn seine Unschuld hätte gewiss die wenigst düstern Folgen gehabt. Beide Meldungen erwiesen sich als blinder Lärm; die Damen kehrten in ihre Quartiere zurück und Baby in sein Bettchen, jedoch

nicht ohne lange und bedauernde Blicke zurückgesendet zu haben, dass sie sobald schon diese kriegेरischen Scenen verlassen musste. Es war offenbar ebenso niedergeschlagen wie ein junger Oberst, welcher seine erste Schlacht verloren hat.

Am nächsten Morgen sass Annie wieder fröhlich zwitschernd vor dem grossen Feuer im Saale und trank behaglich ihren Napf Milch, unbekümmert darüber, dass sie nach rechts und links überfloss und so sorglos, als hätte sie niemals an einer grossen militärischen Unternehmung theilgenommen.

Wir haben uns niemals Rechnung abgelegt über die Flut von Sonnenglanz, welche unsere Existenz der süsßen Gegenwart, der Gewaltherrschaft dieses kleinen Kindes verdankte.

So oft mich meine Gedanken in jene zu Port-Island verlebte Zeit zurückführen, sehe ich Annie, unsere schöne kleine Königin zwischen den Magnolien und Rosen, und nichts ist imstande, mich davon zu überzeugen, dass ich sie nicht mehr finden würde, wenn ich dorthin zurückkehrte.

Und dennoch! Ich würde sie nirgends finden. Unser Baby hat im darauffolgenden Frühjahr seine nordische Heimat verlassen und sich emporgeschwungen zur himmlischen, bevor noch seine kleinen Füßchen unseren irdischen Pfaden zu folgen gelernt hatten.

Wenn ich es wiedersehen werde, so kann es nur sein in jenem Lande, wo ein Grösserer Schlachten gewinnt, wo der Sieg des Guten auch ohne Waffen gewiss ist.

So kurz das Leben dieses Kindes war, für uns war es ein Segen, fröhlich und immer ein Bild des Friedens, der Offenherzigkeit und der Liebe erschien es uns als ein Bote aus besseren Welten.

Es bleibt mit uns verbunden durch unsichtbare Bande, so lange wir leben, durch alles, was gut, schön und rein ist.



NCESSEBY.

RAUGA ODER DAS GESPENST.

Lappisches Märchen.

Es war einmal ein Mann, dessen Boot ein Gespenst durchaus nicht in Ruhe lassen wollte. Er konnte thun, was er wollte; er mochte das Boot am Strande liegen lassen oder in der Schiffshütte haben, immer rumorte jemand in der Nacht mit den Rudern auf den Ruderbänken und mit den Brettern am Boden des Bootes herum und richtete allerlei Schaden und Unfug an.

«Was in aller Welt soll ich thun, damit man mir mein Boot in Ruhe lässt?» fragte er sich selbst.

Er beschloss endlich, sich auf die Lauer zu legen. Zu dem Ende begab er sich einmal abends in das Boot, das am Strande lag, legte allerlei unreine Dinge auf die Ruderbänke und verbarg sich hierauf im Vordertheil des Bootes. Als er eine Weile dort gesessen hatte, hörte er, wie etwas sich lärmend dem Strande näherte, gerade so, als wäre er's selbst, der in seinen grossen Wasserstiefeln daherkam. Es war das Gespenst, das in das Boot stieg und sich auf die hintere Ruderbank setzte, um den Schiffsanführer zu spielen.

«Pfui, pfui!» rief gleich darauf das Gespenst, «hier ist es unfein; es ist unmöglich, hier zu sitzen.»

Es setzte sich daher auf die mittlere Bank, nahm die Ruder und begann zu rudern. Als es aber eine kleine Weile gerudert hatte, rief es wieder:

«Pfui, pfui! auch hier ist es unfein!»

Hierauf begab es sich in den Vorderstegen und setzte sich auf die vordere Ruderbank. Aber auch hier war es nicht rein.

«Pfui, pfui,» sagte es, «auch hier ist es unfein!»

«Es ist fein genug für mich!» sagte in diesem Augenblicke der Mann, erhob sich und schlug das Gespenst mit dem Fischhaken so stark zwischen die beiden Schultern, dass es wie eine leere Pelzjacke in den Hinterstegen und von da in die See hineinfiel.

Am nächsten Morgen gieng der Mann zum Strande hinab, um zu sehen, ob das Gespenst irgend eine Spur zurückgelassen habe, aber er fand nichts anderes als ein kleines Bein von einem einzelnen Gliede eines Menschenfingers. Das Gespenst hatte genug bekommen; von dieser Zeit an sah und hörte er nichts mehr von demselben.





VEREINIGUNG.

Aus «Junker Wolf», Epos in vier Gesängen von Rudolph Goethe.

(Noch ungedruckt.)

Einst trat, vom leichten Hoffens Flug gehoben,
Der Junker Wolf in die Legionen ein,
Was jüngst vom Ziel ihn trennte, war zerstoßen,
Nun glaubte er, recht auserseh'n zu sein
Zu stolzer That; so will er ganz sich weih'n
Dem Schlachtengott; doch meint er unbe-
scheiden,

Als Sold müsst' dieser füglich ihm verleih'n
Glück, Lorbeerkränz', der Erde schönste Freuden,
Er müsst' ihm als Patron verschuechen jedes
Leiden.

Dass schmäzlich sein Junker wird betrogen,
Weiss jeder, der des Lebens Tiefen kennt,
Schon vielen hat der Jugendtraum gelogen,
Ein Trugbild ist's, nach dem der Neuling rennt;
Wenn heisses Blut in vollen Adern brennt,
Der sieht nicht seines jähen Laufes Schranken,
Die Mauern, deren Höh' vom Ziel ihn trennt;
Jach prallt er an, die rüst'gen Knie bald wanken,
Er stürzt und sinkt, wie vor ihm viele Renner
sanken.

Der Thorheit Wolf's darf man sich nicht ver-
wundern,
Er wuchs in klösterlicher Starrheit auf,
In jenen Mauern, drin selbst die Gesunden
Erkranken müssen nach der Dinge Lauf,
Drin man die frischen Knaben bringt zu Hauf',
Um sie für's Heer spartanisch zu dressiren,
Zehnjähr'ge putzt mit Uniformen auf,
Wo affectirt sich modeln die Manieren,
Wo Unschuld und Natur die Armen leicht ver-
lieren.

Da ward es nur zu bald von ihm empfunden,
Wie leer und fade dieses Leben sei,
In Schmerzen brütend sass er lange Stunden,
Schon angeekelt von dem Einerlei,
Oft däucht' es ihm, er schweift' im Walde frei
Und kindesselig durch der Heimat Stätten;
Ach, nur zu bald ist solch ein Traum vorbei,
Und stärker drücken dann der Knechtschaft
Ketten,
Schmerz wird sein täglich Brod, und Kummer
muss ihn betten.

Auch fand er wenig Trost bei den Gefährten,
Von ihnen fasste keiner seinen Schmerz,
Da, dumpfen Sinnes, sie nicht mehr begehrten
Als rohes Spiel und abgeschmackten Scherz.
Ja, sie verspotteten sein weiches Herz,
Das ihre Unbill harrend muss ertragen,
Der Knabe kann nicht wehren allerwärts;
Doch sucht er männlich sich hindurchzuschlagen,
Und niemand sieht ihn jemals weinen oder
klagen.

Der Unmut hauste gleich gefräß'gem Wurme
Im vollen Fleisch und frass die Blüten fort,
Wie abgefegt vom Wirbelwind im Sturme
Zerstob der Glaube, seiner Tugend Hört,
Zur Mythe ward ihm früh der Gottheit Wort,
Moral, die Führerin, blieb ihm nicht theuer,
Wenngleich von üblem Thun und schlechtem
Ort
Gezwungen er noch ferne hielt sein Steuer;
In seinem Busen schnob ein grimmes, schnelles
Feuer.

Da endlich ist die Stunde angekommen,
Die tief verhasste Fesseln machte los;
Voll zügelloser Lüste, wild entglommen
Gab Wolf der Leidenschaften Antlitz bloss,
Er warf sich jauchzend in der Sünde Schoss,
Von jeder Sorge frei, der Qual entbunden,
Begeist'ung schwellte ihn, er dünkt' sich gross,
Hat Kriegers Ruhm und Stolz schon vor-
empfundnen,
Bevor im Feld er stand, bevor ihn schmückten
Wunden.

So folgt mir denn durch labyrinth'sche Gänge,
Drin sich des irren Wanders Fuss verliert,
Bis, steigend aus verworrenem Gedränge,
Sein Pfad zur Höhe reinen Strebens führt.
Was auch das Leben beut, ist ihm erkürt,
Der Weltlust vollen Becher auszuleeren,
(Ein tiefer Zug, der Noth und Schmerz gebiert)
Ist ein dem Manne eigenes Begehren;
Es muss ein guter Kern am Ende sich be-
währen. —

In jenem Paradies ist Wolf zu finden,
Wo segnend sich der blaue Rhein ergiesst
Auf frucht- und blüthenduft'gen Gartengründen,
Die wettergrauer Felsen Kette schliesst:
Wo leicht und wonnevoll das Leben fliest,
Im frohen Köln, das reich seit alten Zeiten
An Lebenskraft, wo volle Laune spriesst,
Haust er; hier soll verborgen sich bereiten
Sein schlummerndes Geschick, sein Lieben und
sein Leiden.

Hier ist verflossen eine Olympiade,
Seit er, von den verhassten Fesseln frei,
Sich glücklich pries in schwülstiger Tirade,
Des Dichtens süsser Jugendeselei.
Nun fehlt zum Überblick der Litanei
Die Zeit der Handlung noch; in dem Beginne
Des Lenzes war es und die Mitt' dabei
Der vierz'ger Jahr', wenn ich mich recht besinne,
Zur schönen Zeit der Blüten, Lieder und der
Minne.

Die Fastenzeit verstrich, und Jubel füllt
Die Strassen, Felder, Gärten rings umher,
Der Lenz haucht Balsam aus, sein Athem stillt
Manch sehnend Herz, es wogt ein weiches Meer;
Es hat zu ihres Bräut'gams Wiederkehr
Die Erde neu mit farb'gem Stoff bekleidet
Den jungen Leib; man trennt sich heute schwer,
Der Abend auch mit seinen Freuden weidet,
Die oft der späte Ruf des Wächters mühsam
scheidet.

'Gen Mitternacht erst wird's allmählich stille,
Musik verstummt, es stirbt der Lampen Licht,
Die Strassen leeren sich, mit ernster Hülle
Bedeckt die Nacht der müden Lust Gesicht,
Ein Abschiedsruf nur hin und wieder bricht
Nachhallend durch, der letzte scheint ver-
klungen,

Als nach der Geisterstund' die Thurmuh'r spricht,
Der Schlaf hat überall den Sieg errungen,
Und was ihm widerstand, mit schwerer Hand
bezwungen.

Doch nein! Ein Lichtstrahl lugt aus jenem Haus,
Verworr'ner Freudenhall schlägt an dein Ohr;
Dort macht die Nacht zum Tag in Saus und Braus
Der gold'gen Jugend übermüth'ger Flor.
Tritt näher! Lauter tönt es dir hervor,
Und öffnen dann sich Bachus' Tempelpforten,
Erblickst du hier ein buntgemischtes Corps,
Apoll's und Themis' Söhne, Ares' Horden
Eint des Geniessens Lust zu buntem Ritter-
orden.

An dieser Tafelrund' ist Wolf zu finden,
Der seinen Leib bequem im Polster dehnt,
Weich hingebettet nach des Tages Sünden;
Wenn Venus schläft, wird Bacho hier gefröhnt.
Den beiden dient er, innerlich versöhnt,
Und schlürft den süssen Opfertrank in Frieden,
Er schwärmt nicht mehr, das Herz hat aus-
gestöhnt;

So wie sein Traum Gestalt nicht fand hienieden,
Begnügte sich's mit dem, was Menschen ist be-
schieden.

An lock'rer Dirnen schwellend weissen Brüsten,
Vergieh sein idealer Schwung sehr bald,
Er lebt, umspinnen rings von tausend Lüsten,
Und fühlt nur einer Leidenschaft Gewalt,
Glühender Wollust; Tugend lässt ihn kalt,
Was hehr und herrlich ragt in unserm Leben,
Des Liedes Schmeichelton vergebens schallt,
Die Schöne der Natur, ihr rastlos Weben
Bewegt ihn nicht, die Kranken neuen Muth
kann geben.

Er liebt auf seinen Rapphengst wild zu jagen,
Den Fuchs zu treiben über Zaun und Stieg,
Im Rennen seine Rippen keck zu wagen,
Wenn das Gebot ihm des Berufes schwieg,
Den Ehrgeiz lockt im Steeple-Chase ein Sieg,
Es lockt das Spiel, die Goldeshaufen schwellen
Und ebbn wieder in Fortunens Krieg,
Die reich ihm fliessen, flücht'ge Goldeswellen
Verprasst er wohlgemuth mit lustigen Gesellen.

Der grad' den Humpen leert mit langen Zügen
Ist Toll, in Bonn der Musen ältester Sohn,
Er liebt's nicht, ihrem Dienste obzuliegen,
Und eine Reihe von Semestern schon
Mied die Gewählte kalt er und mit Hohn
Die Medicin. Ihm machte mehr Behagen
Der Schläger Klang, sein Antlitz zeugt davon,
Man hört es wohl mit ein'gem Stolz ihn sagen,
Er hat mit Sieg und Ruhm sich dreissigmal
geschlagen.

Die Kupfernase leuchtet aus der Ferne,
Denn seine liebe Buhle ist ein Fass,
Für sie vermisst er andre Freuden gerne,
Der Minne spottet er bei vollem Glas,
Im feisten Bauch begräbt er Mass um Mass,
Wenn oft von wunderbaren, wilden Thaten
Die Wände zittern macht sein tiefer Bass,
Als er besiegte Schnaps, den Stadtsoldaten,
Die Manichäer prellt', und was ihm noch ge-
rathen.

Jetzt freilich spricht des Biedern Mund von
Dingen,
Die sonst sein Spott; er rühmt von einer Maid,
Es könne deren Reizen wohl gelingen,
Ihn zu berücken in nicht langer Zeit,
Der früher gegen Amor war gefeigt;
Mit ihrem Vater sei nach Köln sie kommen,
Seit kurzem, keine gäb' es weit und breit,
So zart und schön, sein Herz wär' ihr entglommen
In wilder Glut, bis jetzt zwar nicht zu seinem
Frommen.

Drauf streicht der wack're Toll mit Wohlbehagen
Den Knebelbart. Man lächelt rings im Kreis,
Wer jene Dame sei, die Freunde fragen,
Vor der zergienge des starrsten Herzens Eis.
Ein schlanker, blasser Jüngling seufzte leis.
«Was soll's, Poet, hat deine Muse Kunde
Von Toll's Bezwing'rin?» Der Gefragte weiss
Von ihr zu rühmen mit beredtem Munde,
Voll Neugier hört ihm zu die ganze Tafel-
runde.

Der Sprecher, Namens Kuno, ist ein Dichter,
Vom Genius zu stolzem Flug erregt,
Ihm flackern der Ideen bunte Lichter,
Von leisem Hauch wird ihm der Geist bewegt
Und angestimmt, sein Herz, das glüht und
schlägt

Ohn' Unterlass für alles, was das Leben
Bewundernswertes, Grosses, Schönes hegt,
Sein Dasein ist in Idealen weben,
Die wechselnder Gestalt die Phantasie um-
schweben.

Doch ob im luft'gen Reiche der Gedanken
Er nach erhabenem Gebild auch jagt,
Hat in der Dichtung üpp'gen Zauberranken
Sein Herz doch ird'scher Schönheit nicht ent-
sagt.

Im Minnespiel von Scrupeln nicht geplagt,
Liebt er mit Glut, und willig kommt entgegen
Der Schönen Gunst dem Dichter, welcher wagt,
Und seine blauen Schwärmeraugen regen
Die Liebesgötter an, die ihm die Herzen
prägen.

Er hat in ihrer Jugendpracht geseh'n
Die Dame, welche selbst ein Toll verehrt,
Da flammt gleich auf sein Herz in Sturmes-
weh'n,
Und ruhelos die Glut im Innern zehrt.
Sein erster Wunsch ist schnell und leicht ge-
währt,

Er wird mit ihr bekannt und muss empfinden,
Dass ihr Gemüth des schönen Äussern wert;
Wohl möcht' er seinem Schicksal sie ver-
binden,

Doch ob Erhörung winkt, liess sich noch nicht
ergründen.

Sie bleibt bei seinen Liebenswürdigkeiten
Sich immer gleich, stets freundlich und gesetzt,
Er wagt deshalb nicht, muthig zu entscheiden,
Ob sein Hofiren ihren Sinn ergötzt,
Dem Pergamen, von Zählen reich benetzt,
Vertraut sein Liebesgrämen er in Reimen,
Und findet in dem Liede Trost zuletzt.
Hier in der Freunde Kreis erweckt aus Träumen,
Preist feurig er die Maid und schliesst mit seinen
Reimen.

«Von schlankem Wuchse, wie des Waldes Tanne
Ist meine Liebe, schön wie Götter sind,
Gazellenaugen zieh'n mit Zauberbanne
Mich zu dem grausam abgewandtem Kind,
Braunlock'ge Haare schmeichelnd sie umspielen,
Sie fesseln mich und fesseln immerdar,
Die Blicke Pfeile, die ins Herz mir zielen,
Und ach, verwundet bin ich immerdar.

«Im Glanz bestehen Mond und Sonne nicht
Vor ihrem Prangen,
Am Firmament ist noch kein schön'rer Stern
Mir aufgegangen,
In Todesnacht verhüllt sich mir das Licht,
Wenn sie sich wendet,
Kehrt sie mir zu das Engelsangesicht,
Bin ich geblendet.»

Der Beifall tönt zu Kuno's Liebesklage,
Dass weit hinaus es schallt in stille Nacht,
Sie dringen auf ihn ein mit mancher Frage;
Am Ende wird ein donnernd Hoch gebracht
Dem Dichter, dessen Herz schon wieder lacht,
Zum Rand gefüllt mit Rüdeseimer Weine
Klingt Glas an Glas, dass seiner Liebe Macht
Erringen möge die Ersehnte, Eine,
Den Stern der Mädchenwelt, Gertrud vom
Adlersteine.

Man bricht geräuschvoll auf und lärm't von
dann,

Derweil das Frühlicht dämmert schon im Ost.
Wenn andre bald vom Schlummer sich ermannen,
Sucht ihn der Schwarm, der hier die Nacht vertost.
Nur Wolf verschmäht noch seine milde Kost
Und wandelt einsam unterm Sternenzelte,
Ihn friert nicht in des Frühlings nächt'gem Frost,
Die Nachtluft streicht mit angenehmer Kälte
Die heisse Stirn und scheucht, was schrill und
schmerzend gellte.

Zum Strome wandt' er sich. Die breite Brücke
Beut gern dem Grübler gute, stille Rast.
Ein Seufzer fließt und folgt dem trüben Blicke
Zur Stadt hinab, die, was er liebt, umfasst.
Köln athmet Ruh'. Die Farbe ist erlasst.
Des Mondes ernstes, bleiches Antlitz neigt
Sich tief hinab, zu schwer wird ihm die Last
Der langen Wacht. Nichts regt sich, alles
schweigt,
Kaum, dass ein Uhu schreit, ein Stern im Fall
sich zeigt.

Der Blitz fährt niederab in frohe Feste,
War eben auch der Himmel klar und blau,
Hell flammt es auf, vom Mahle flieh'n die Gäste,
Im Sturmgeheul verwandelt sich die Au;
So traf ein schwerer Schlag Wolf's Freudensbau.
Bevor er nur gedacht, sich zu verrammen,
Bewältigt' schon ein Cherub den Verhau,
Auf Amoretten, welche munter schwammen,
Zückt er sein feurig' Schwert, und ringsum zün-
geln Flammen.

Auch Wolf kennt die, die Kuno hat besungen,
Gertrud vom Adlerstein liess ihn nicht kalt,
Die Töne, seinen Freunden hold erklingen,
Ergriffen ihn mit feindlicher Gewalt,
Er widerstand der reizenden Gestalt,
Die wachend ihn und träumend ihn begleitet,
In seinem Busen gähnt ein tiefer Spalt,
Weil um das Reich mit Liebe Wollust streitet,
Und Seelenkämpfe ihm und Seelenschmerz be-
reitet.

Es wogt sein Busen als im Morgenlichte
Der siegesfrohe Sonnengott sich zeigt —
Er theilt die Wolken — es verfließt die Dichte —
Das Nachtgevägel birgt sich scheu und schweigt —
Des Tages immer neues «Werde» beugt
Die starre Mutter, die einst sich zu Qualen
Aus schwarzem Schoss den lichten Sohn er-
zeugt —
Sie fleucht hinweg. Im Tau der Gräser malen
Ihr farbenglitzernd Bild die ersten Sonnen-
strahlen.

Das Licht bleibt siegreich. — Wie mit jedem
Tage

Sein feurig' Streitross überwindend gleisst,
So wird's am Ziel, wenn diese Weltenklage
Hat ausgetönt, wenn ihre Saite reisst,
Das All durchdringen. — Jeder edle Geist,
Der Heimat suchte für sein göttlich Streben,
Das Herz, das einsam seufzte und verwaist,
Wird dann gesellt in hellen Hainen leben,
Es wird der Sel'gen Schar ein glühend' Dasein
weben.

Ein neuer Himmel, eine neue Erde
Wird dann geboren aus dem Weltenschoss,
Und rascher ringt sich dann mit Kraftgeberde,
Der gute Gott aus Todesarmen los. —
Frei wird der Geist — zerbrochen jedes Schloss
Des Sinnenkerkers, und der Quell liegt offen,
Daraus den Edelsten Erkenntnis floss,
Die Bäche, die nur spärlich niedertroffen,
Sie fließen ungehemmt, wie weise Denker hoffen.

Auf Wolf fiel jetzt ein Strahl der Himmels-
klarheit,
Erleuchtet ward sein nächtig Menschenherz,
Der Irrthum wich, es gieng der Liebe Wahrheit
In seiner Seele auf mit heissem Schmerz.
Sie läuterte der Selbstsucht starres Erz
Und stimmte weich. Erhebende Gefühle
Verdrängten des Getändels flachen Scherz. •
Aus feiler Dirnen ränkevollem Spiele
Erhebt er sich, ihm winken hohe, reine Ziele. —

Gertrud die Fremde, Schöne, Vielgenannte,
Vor welcher heim'sche Sterne leuchten matt,
Für die sogleich Köln's junge Welt entbrannte,
War aufgewachsen fern von dieser Stadt
Als ihres Vaters einz'ges Herzeblatt.
So theurer war das Mägdelein dem Greise,
Als es die Mutter früh verlassen hatt';
Im thüringer Gebirg' verlebte die Waise
Die schöne Jugendzeit in abgeleg'nem Kreise.

So spriest ein Haideröslin auf dem Anger
 Und wächst heran, der Dornenbüsche Schar
 Birgt vor den Augen hastiger Verlanger,
 Bis es herangeblüht nach manchem Jahr,
 Dann beut's sich willig selbst dem Sucher dar,
 Entwickelt sind des zarten Lebens Triebe
 Zur Königspracht, die Schönheit offenbar,
 Sie wird nun Eigenthum dem kecksten Diebe:
 Es fällt uns reif vom Baum die süsse Frucht
 der Liebe.

Gertrudens Vatersitz lag im Gehäge
 Des Büchenwalds, in ungetrübter Lust
 Wuchs sie heran, fehlt auch die Mutterpflege,
 Mit Liebe nährte sie des Vaters Brust,
 Die Maid, des frühen Mangels kaum bewusst,
 Verbracht' in gold'ner Freiheit reiche Tage,
 Man quält sie nicht zu viel mit Wissensdust,
 Weisheit, die letzten soll, wird nicht zur Plage,
 Und ihre Phantasie belebt manch schöne Sage.

Sie weilte gern in Gottes hehrstem Tempel,
 In Feld und Wald und bunter Wiesenflur
 Und lernte kennen seines Wirkens Stempel
 Allüberall, an jeder Creatur.
 Es ward ihr die allgütige Natur
 Zur zweiten Mutter, und in ihrem Schosse
 Ruht sie so gern und folgt der lieben Spur
 Durch Thal und Hügel, in des Waldes Moose
 Lauscht sie dem Amselschlag, der Nachtigall'n
 Gekose.

Sie jagte Schmetterlinge und Libellen
 Und tummelte mit Bauernkindern sich
 Und spielte an des Baches Silberwellen,
 Der vielgekrümmt durch Wiesen, Gärten strich.
 Bald war sie still und lebte innerlich,
 Bald tollt' sie, dass vom Kleide hing der
 Flitter,

Dass ihr an Wildheit kaum ein Knabe glich;
 Man sucht in ihrem Auge nicht den Splitter,
 Und keine Gouvernante droht mit Ungewitter.

Das Kindesalter kann nicht ewig dauern,
 Die schönen Frühlingstage gehn dahin,
 Gertrud muss scheiden, ach, mit engen Mauern
 Wird bald ein Pensionat das Kind umzieh'n
 Am Rhein. Dort mag die Erde schöner blüh'n,
 Doch ihre Seele trauert, Schmerz ist Scheiden,
 Die theuren, altgewohnten Stätten flieh'n;
 Ein hartes Wort: die Heimatberge meiden.
 Wer innig fühlt und liebt, versteht des Kindes
 Leiden.

«Leb' wohl, du Schauspiel ungetrübter Freuden,
 Der mir bisher die ganze Welt umschloss!
 Der Lenz und Sommer schwand, Gertrud muss
 scheiden,

Sie treibt nun grausam fort des Herbstwinds Stoss.
 Lebt wohl, ihr Blumen, die ich oft begoss!
 Jetzt hängt ihr eure zarten Köpflein nieder,
 Und meine Trauer ist nicht minder gross,
 Ihr Vöglein all', lasst ruhen das Gefieder
 Und singt mir armen Kind die schönsten Scheide-
 lieder!»

So fliesst der Trennung Schmerz in ihre Worte,
 Manch warmer Händedruck und mancher Kuss,
 Nimmt Abschied von den Freunden an dem Orte,
 Den wohl auf lange Zeit sie lassen muss.
 Die Stunde schlägt. Sie winkt mit stummem Gruss
 Und bittre Thränen weinend aus dem Wagen.
 Es zwingt der Augenblick. Ein jäher Schluss.
 Die Pfeife tönt, den Zug hinwegzujagen.
 Ihr feuchter Blick spricht mehr als tausend laute
 Klagen.

Das Dampfross führt davon durch Stoppelfelder
 Nach ihrem Ziel den Vater und sein Kind.
 Vom Herbst gebleicht steh'n trauernd rings die
 Wälder,

Mit ihren Kronen spielt ein kühler Wind.
 Der Heimat Bild entfliegt dem Blick geschwind.
 Schon zeigt der Horizont sich rings umschlossen
 Von grauen Schieferbergen, und schon sind
 Die Thränenbächlein Gertrud's ausgeflossen,
 Der Schmerzenquell versiegt, der die Flut
 ergossen.

Dem Rheinthal nah'n sie sich, die Berge bilden
 Zum Strome jetzt ein off'nes Riesenthor,
 Und über jenen glücklichen Gefilden
 Bricht aus den Wolken hell die Sonne vor,
 Sie leuchtet, wie den gold'nen Rebenflor
 Die Winzer ernten, köstlich reichen Segen,
 Sie jubiliren, singen laut im Chor.
 Den Reisenden kommt manche Schar entgegen,
 Weinlaubbekränzt. Von Hügeln strömt der Trau-
 benregen.

Am Eingang ihres Zwingers steht die Dame,
 Durch deren Weisheit, allerweltsbekannt,
 Wird ausgestreut der Zucht und Sitte Same
 In fettes hier und dort in dürres Land.
 Sie reicht dem neuen Zögling ihre Hand,
 Mit Salbung fliesst der Gruss aus welkem Munde,
 Dem längst schon sich kein Lächeln mehr ent-
 wandt',
 Der spitzen Zähne Reih' gibt sichre Kunde
 Von ihres Pilgerlebens vorgerückter Stunde.

Bald fand sich Gertrud in die Atmosphäre
Des Stifts, drin Mädchenschalkheit wohl gedeiht,
Verspottend der Erzieher gute Lehre,
Sie war, ich hehl's nicht, leider oft bereit
Zu Schelmenstreichen; doch es blieb gefeit
Ihr Herz, ihm konnte Treibhausgift nicht
schaden;
Wohl musste wilde Ausgelassenheit
Mit ernster, strenger Rüge sie beladen;
Doch niemals schritt ihr Fuss auf ehrvergess'nen
Pfad.

Es sind zwei Jahre schnell dahingeflossen
Mit Sonn' und Regenwettern, Lust und Pein,
Ihr Vater holt sie ab, wie's war beschlossen,
Und führt sein Kind in Kölns Gesellschaft ein.
Fremd war ihr noch der bunte Flitterschein
Der grossen Welt. Sie findet viel Vergnügen
An Ball, Theater, Scherz und Neckerei'n
Mit jungen Herrn; in tiefem Schlummer liegen
Noch die Gefühle ganz, die Mädchenruh' be-
siegten.

Wer preist den holden Rausch der Flitterwochen,
Der Träume gold'ne Zeit, wer preist sie nicht,
Wenn frei vom Druck verflossener Epochen
Voll Schwärmerei der Geist zum Äther fliegt!
Wenn alles glänzt in rosenfarb'nem Licht,
Aus Blumenkelchen tausend Perlen blinken,
Sich jeder Strahl in bunten Farben bricht,
Dann säumet nicht, die Nektarflut zu trinken!
Kurz ist des Lebens Mai, da Götterfreuden
winken.

An Leib und Seele rein und ohne Tadel
Zeigt sich die Jungfrau jetzt erblüht der Welt,
Die Stirne strahlt, verkündend Seelenadel,
Des Haares dichte, gold'ge Hülle fällt
Auf schlanke Schultern nieder, leicht gewellt,
Die Brust, von leisem Athemzug gehoben,
Wie sanfte Hügel schön und leicht geschwellt,
Wogt wie das Meer, in leisen Schlaf verwoben,
Sie kennt noch nicht den Sturm, nicht der Or-
kane Toben.

Die Augen glänzen, wie zwei schöne Sonnen,
Wie Seen, die nächtig Mondeslicht bescheint,
Sie sprühen um sich her Walhallas Wonnen,
Wer tief und andachtsvoll hineinschaut, meint,
Ein heilig Lied zu lesen, dort geeint
Bespiegelt sich der Jungfrau fromm Empfinden
Mit jener Welt, die ihre Welt umraint,
Missfarb'ge Bilder müssen blass entschwinden
Und die Gedanken sich harmonisch all' ver-
binden.

Welch räthselhafter Zauber liegt verborgen
In solcher Weiberaugen innerm Grund!
Dies scheint der Engel Wünsche zu besorgen,
Doch jenes mit der Hölle Kunst im Bund,
Ihr stolzen Weisen, deren lauter Mund,
Des Geistes Welten rühmt euch unterhänig,
Wohlan, so gebt hievon uns sichere Kund'!
Was macht den Augenblitz zum mächt'gen König,
Zu dessen Abwehr oft des Mannes Kraft zu
wenig?

Der Glieder üpp'ge Form mag wohl umstricken
Mit kurzem Reiz den leicht erregten Sinn,
Die rothe Lippe mag ein Feuerkuss beglücken,
Auch sie erwirbt nur flüchtigen Gewinn,
Mit dem Genuss ist alle Macht dahin.
Nur der Pupille schlummernde Dämonen
Bewält'gen dauernder den Mannessinn;
Gehorsam liess einst Cäsar die Legionen,
Den Augenblitzen der Kleopatra zu frohnen.

Kuno, den Gertrud's Augenpaar berückte,
Träumt', dichtet', schwärmte nun bei Nacht
und Tag;
Doch, als sein Stürmen auf ihr Herz missglückte,
Verwand er ohne langen Schmerz den Schlag;
In seinem frohen, leichten Blute lag
Kein Tropfen Schwermuth, Werther's Seelen-
leiden,
Der Unheil brütete in finstern Hag,
Verstand er nie; er konnte sich bescheiden,
Schlug eine Hoffnung fehl, dann sucht' er andre
Freuden.

Wohl war es hier zum allererstenmale,
Dass ihn der Knabe Amor kalt verliess,
Und er ergoss mit heissem Thränenstrahle
Viel zornerfüllte Klagen und verhiess
Dem Gott Verachtung; aber allzu süß
Ist Rache an dem Weib, das uns verschmähte,
Wozu sich ihm als bestes Mittel wies,
Dass einer andern er den Kopf verdrehte;
So ward es ausgeführt, und jeder Gram ver-
wehte.

Bei Gertrud hat das Feld er müssen räumen
Vor Wolf, der ist nach jener Nacht,
Da Kuno's Lied ihn schreckt' aus wilden Träumen
Zu neuer, bess'rer Thätigkeit erwacht,
Er liebt jetzt mit der Liebe ganzer Macht
Die Maid, und deren Herz schlägt ihm entgegen,
Erblickt in ihrer Mädchenseele Pracht
Die Wonnen ihm erschliesst, Frau Sälde's Segen,
Und wunderbar begann's im Innern sich zu
regen.

Sie finden sich auf den besonnenen Fluren
Und werden roth und jauchzen innerlich,
Schalkhafte Geister folgen ihren Spuren,
Es lacht die Erde und belebet sich
Den zweifach Sei'nden, ihren Pfad beschlich
Der Elfen Heer und schäkert hinterm Rücken,
Des Kukuks Ruf schon dem Triumphe gleich,
Vor ihren Augen schwärmt das Volk der Mücken
In lust'gem Tanz, die Bäume rauschen in Ent-
zücken.

Der Sel'gen Insel, wie die Dichter schwärmen,
Winkt uns am Firmament vom schönsten Stern.
Wer führt dorthin? Man wird umsonst sich
härmen,

Der Mensch bleibt ihrem Strand wohl immer fern.
In euch, im eignen Busen sucht den Kern
Der alten Fabel, wird das Schiff getrieben
Von Liebesflammen, zeigt der Port sich gern;
Ihr Glück ist, treu geliebt zu sein, zu lieben,
Was anders misogyn'scher Scharfsinn auch ge-
schrieben. —

Im Saale glänzt's, und schmucke Paare schweben
Auf Terpsichorens Fittich leicht dahin,
Hier Wolf und Gertrud, dort geleitet eben
Kuno zum Sitz die hübsche Tänzerin,
Es ist ein Mädchen von gewecktem Sinn
Und kecker Laune, Adelheid mit Namen,
Die nun er kiest zu seiner Königin,
Nie steht ihr Mäulchen still, und auszukramen
Hat vieles sie vor ihm, das neuer Liebe Samen.

Geendet hat der Ball, beim Heimwärtsgehn
Bespricht man eine Rheinfahrt für das Fest
Der Pfingsten, Rolandseck wird ausersehn
Zu ihrem Ziel, das alte Ritternest;
Kuno begleitet Adelheid und presst
Sie neckend an sich, mit des Fächers Schläge
Straft sie den Schelm, der von der Unart lässt,
Es trennen lachend bis zum nächsten Tage
Die frohen Seelen sich, die ganz von gleichem
Schläge.

Es theilt des Rheines Flut ein leichter Nachen,
Der unsre beiden Liebespaare trägt.
Und andre Glückliche, die singen, lachen,
Auch Toll, der mit dem alten Feind sich schlägt,
Dem bösen Durst. Viel Jubel wird erregt,
Als man bemerkt, dass Adelheidens Finger
Und Kuno's eine gold'ne Fessel trägt,
Das Püppchen ward des Don Juan Bezwiner;
Doch ist's ein Rosenjoch, das beugt Apollo's
Jünger.

Bald hebt sich aus dem Thal mit stolzen Thürmen
Der Drachenfels, ein Rest verscholl'ner Pracht,
Der Menschenwuth ertrug, des Wetters Stürmen,
Zu künden von verfloss'ner Zeiten Nacht.
Auf seinen Mauern hielten scharfe Wacht,
Die Flur durchspähend, trotzte Räuberhorden,
Bis Feuerschlinde den Garaus gemacht,
Die gute Dienste dann zum Völkermorden
Den Fürsten thaten. Heut ist's freilich anders
worden.

Leis' plätschernd streicht der Kahn die glatten
Wellen,

Der Stimmen Wechsel hallt zur Burg hinan,
Des Übermuthes volle Töne schwellen,
Und klopfen an der Todtenstätte an,
Wo Reckengeister ruhn im Zeitenbann;
Sie schreckt des Lebens Ruf in ihren Gräften,
Dumpf ihre Antwort von der Zinne rann,
An der die Störer schnell vorüberschiffen,
Bissie zum Rolandseck gelangt mit grünen Triften.

Dort fährt man an, besteigt die hohe Platte,
In neuem Staat zeigt sich das weite Land,
Duft strömt vom Wiesengrund, die grüne Matte
Durchschlängelt klarer Wellen Silberband.
Fern ragt Colonias Dom, zum Licht gewandt
Den stolzen Leib; ein Bild erhab'ner Tugend,
Hält die Ruine* ihre Riesenhand
Über der Stadt, die prangt in ew'ger Jugend,
Trifft man dort Laster gleich, aus allen Winkeln
lugend.

Wo Erd' und Himmel küssend sich berühren,
Liegt Düsseldorf, umhüllt vom äussern Nord,
Der Blick wird's unbewaffnet nicht erküren
Der Maler vielgepries'nen Pflegeort,
Heller strahlt Bonn, vornehmer Weisheit Hort,
Ein jüng'res Kind liess in dem Paradiese
Die Alma Mater; doch des Weisen Wort
Verhallt, es flieh'n der Wissenschaft Verliesse
Die Musensöhne gern und suchen bess're Grüsse.

Von dreien Seiten schliesst der Hügel Kette
Mit dunklem Streif das rebenschwang're Thal,
Wie Ätherblau erglänzt der Dörfer, Städte
Schiefergedeck im Abendsonnenstrahl.
Schon taucht hinab der lichte Feuerball,
Den Himmel deckt ein blutiges Gepränge,
Und kühler weht der Wind mit einemmal;
Er theilt der Menschen lustiges Gedränge,
Nach Hof und Dorf und Stadt zerstreut sich
schon die Menge.

* Die Wiederherstellungsarbeiten am Kölner Dom be-
gannen schon 1814, als Köln an Preussen fiel, die Fort-
führung des Bauwerkes aber erst 1847, nach der Thron-
besteigung Friedrich Wilhelm des Vierten, so dass zur
Zeit noch nicht mit denselben begonnen war.

Die Sonne sank — es flötet in den Zweigen
Ihr süßes Abendlied die Nachtigall —
Kein Lüftchen säuselt — alle Stimmen schweigen.
Es neigen sich die stolzen Wipfel all' —
Der Wald ist eingelullt vom Zauberschall.
Da hält die Säng'rin ein, beginnt zu lauschen,
Von fern vernimmt sie leiser Tritte Hall;
Den Wald durchbebt der Blätter scheues Rau-
schen.

Gar heimlich klingt's, wenn zwei die ersten
Küsse tauschen.

Von ungefähr, an einsam stillem Hange
Trafen die beiden sich im Dämmerlicht,
Laut pocht da Gertrud's Herz, als wär' es bänge,
Da sie begrüßt Wolf's leuchtendes Gesicht,
Ins Moos, das kosend ihren Fuss umflieht,
Senkt sie den Blick, von Purpur übergossen,
Der Mund will sprechen, doch er findet nicht
Das rechte Wort. Die Maid steht unentschlossen,
Die Lippen stumm, die sonst von Melodien
flossen.

Was sage weiter ich? Vermögen Worte
Zu nennen, was ein liebend Herz erfüllt?
Wer singt es nach, wenn an geweihtem Orte
Der Jungfrau Mund ihr Inneres enthüllt?
Die Stunde schwand, die wohl als Krone gilt
Der Lebenszeit, und fort treibt sie die Sitte,
Die mit dem Herzen kein Erbarmen fühlt;
Zum Hause wenden langsam sich die Schritte,
Es nimmt der Freunde Kreis sie auf in seine
Mitte.

Schon herrscht die Nacht, als sie des Dampfers
Rücken

In pfeilgeschwindem Flug von dannen trägt,
Hell flammt das Himmelszelt vor ihren Blicken,
Das Myriaden glühender Welten hegt,
Die beiden stehen an Schiffes Rand bewegt
Und ahnungsvoll, die Augen spä'h'n
Im Sternenmeer, wo sich kein Funke regt,
Als könnten sie des Schicksals Runen seh'n,
Wo Welten wandellos in ew'gen Bahnen geh'n.





PROF. HEINRICH GROSS.

BRIFE ÜBER FRAUENLITERATUR.

VII.

Gnädigste Frau!

In meinem letzten Briefe habe ich behauptet, dass die deutschen Philosophinnen und unsere modernen Dichterinnen mit besonderer Vorliebe dem Pessimismus huldigen; vielleicht sind auch Sie, verehrte Frau, von dieser modernen Seuche bereits angekränkt. Es wird daher nicht unpassend sein, wenn ich Ihnen heute ein geeignetes Heilmittel anempfehle in Form voll frischen Humors, in dem sich ein unverwüstlicher Optimismus offenbart, der in unseren Tagen des socialen und politisch-nationalen Jammers frapirt. Vor kurzem erschien nämlich im Verlage von W. Friedrich in Leipzig ein — ja, wie soll ich es gleich nennen? Roman? Lehrgedicht in Prosa? Festgeschenk für Bräute? Vademecum für junge Gattinnen? es ist schwer, für dieses geistsprühende Buch eine treffende Bezeichnung zu finden — kurz ein hochinteressantes Buch unter dem Titel «Ein Manuscript» von B. v. Suttner (B. Oulot). Die Verfasserin, Bertha Freiin von Luttner, geb. Gräfin Kinsky dürfte Ihnen, einer fleissigen Leserin der Zeitschrift «Über Land und Meer», nicht mehr ganz unbekannt sein, wenn Sie auch unter dem Pseudonym B. Oulot vielleicht

keine Dame vermutheten. Ihren Ruhm begründete sie aber erst mit ihrem im vorigen Jahre veröffentlichten «Inventarium einer Seele», von dem ein hervorragender Kritiker sagt, es sei «eines der besten Bücher, das in den letzten 80 Jahren geschrieben wurde, eine ungemein wertvolle, bisher noch nicht existirende Sammlung der klar gefassten Grundgedanken unserer Zeit und unserer Culturarbeit, für welche der Autorin nicht nur unsere zeitgenössische Literatur, sondern auch unsere moderne Cultur zu Dank verpflichtet sei.» Es war dies ihr erstes Buch, dem nun als zweites «Ein Manuscript» gefolgt ist und — wir wollen dies im Interesse einer gediegenen Lectüre wünschen — bald ein drittes und viertes folgen wird. Ich will Sie, verehrteste Frau, nicht mit biographischen Daten behelligen, Sie werden dieselben, falls Sie darnach Verlangen tragen, am besten aus dem Gothaischen Almanach oder aus der Wiener «Neuen Illustrierten Zeitung» vom 7. September 1884, die auch das Bild des neuen strahlenden — hoffentlich nicht zu bald entwindenden — Meteors bringt, entnehmen können; näher liegt uns das Buch als der Autor, der fern in Kaukasien in den glücklichsten Familienverhältnissen über die Misère unserer Nationalitätshetze und das sociale

Elend unserer Tage lacht. Doch ich thue der feinsinnigen Dame Unrecht, ein so aufgeklärter Geist, der den Fortschritt mit solcher Begeisterung verherrlicht, vermag über menschlichen Jammer nicht zu lachen, aber er ist demselben durch die Entfernung entrückt und sieht aus weiter Ferne mit philosophischem Gleichmuth der Entwicklung der Dinge zu in der aus seinem Optimismus erklärbaren festen Überzeugung, dass der Fortschritt wohl gehemmt, aber nicht aufgehalten werden könne, dass unsere Zeit eine heilsame Krisis durchzumachen habe, aus der zumal das deutsche Volk in dem schönen Vaterlande des Autors gestählt und gekräftigt hervorgehen müsse. Nur soviel will ich Ihnen, Verehrteste, aus den Familienverhältnissen der Verfasserin verrathen, dass ihre Mutter, die heuer in Görz verstorbene Gräfin Sophie v. Kinsky-Körner, eine Verwandte des Dichters von «Leyer und Schwert» und, wie ihre 1879 veröffentlichten Gedichte (Graz, Leykam-Josefsthal) beweisen, selbst eine beachtenswerte Dichterin gewesen und dass sich auch ihr Gatte Arthur Gundacker, Freiherr von Suttner, der literarischen Thätigkeit gewidmet hat. Doch ich wollte ja nicht *de omnibus et de quibusdam aliis*, sondern von dem Buche «Ein Manuscript» sprechen; also endlich zur Sache! Sie erinnern sich gewiss noch in Ihren Literaturstunden von der «Winsbeckin» gehört zu haben, einem Lehrgedichte, in welchem «ein weibliches Weib» ihrer (adeligen) Tochter Lehren der Weisheit und Unterweisungen über das Wesen der Minne ertheilt und zuletzt die Minneregel aufstellt, dass man «Neid meiden, den Verständigen zu gefallen suchen und in Züchten wohlgemuth sein solle.» B. von Suttner führt uns nun in Gräfin Helene von Gerden eine moderne Winsbeckin vor, die in farbenreicher, gemüth- und humorvoller Prosa an ihre eben verheiratete Tochter Ida, unter Thränen — über den Verlust ihrer töchterlichen Freundin — lachend — ob des Glückes, das ihre Tochter an der

Seite eines würdigen Gatten gefunden — während der Hochzeitsreise der Neuvermählten herzliche Briefe schreibt, die vorläufig nicht an ihre Adresse abgehen; denn «du hast ja keine Zeit, mich zu lesen. . . . Und was dir noch mehr dazu fehlen wird, als die Zeit, das ist der Sinn. . . . Bis du zurückgekommen bist, in dein eigenes Heim eingekehrt, bis die ersten Stürme des neuen Glückes verrauscht, dann wirst du Augenblicke finden, wo du dieses Manuscript zur Hand nimmst; du wirst eine Seite zufällig aufschlagen und dich in meine Worte vertiefen, sie mit ganzem Herzen lesen, wie ich sie mit ganzem Herzen schreibe — und zu dieser Bestimmung spare ich sie auf. Das Schreiben wird mir diese Trennungszeit ersparen.»

So motivirt die Verfasserin ihr «Manuscript»; allein Sie brauchen, Verehrteste, nicht zu befürchten, dass B. von Suttner in einen salbungsvollen Predigerton ver falle, die «vernünftige Sammlung von mütterlichen Ermahnungen» wird allgemach zu einem so frischen anmuthigen Geplauder, in welchem die liebenswürdige Mutter ihr ganzes Herz ausströmen lässt, dass der Ton der Ermahnung fast ganz zurücktritt und immer wieder von novellistischen Anläufen unterbrochen wird, bis endlich — ein kleiner Liebesroman, dessen Heldin die jugendliche Witwe-Mutter ist, den Abschluss bildet. Der Grund für diesen novellistischen Anstrich mochte wohl derselbe sein, wie bei Ida Klein, deren Roman «Ein zweiter Sokrates» ich Ihnen vor kurzem erst anempfohlen und die ihn mit den damals citirten Worten ausspricht: «Sie ist klug und hüllt ihre ernstesten Ansichten in ein bischen Zucker, damit wir albern Leute es nicht gleich merken, dass wir statt eines Romanes eine philosophische Ansicht aufgetischt bekommen.» Mit dem kleinen Liebesroman, der mit der Vermählung der Mutter endet, aber verfolgt vielleicht B. v. Suttner die Absicht, diese, die nach einer kurzen, aber überaus glücklichen Ehe vor einer zwei-

ten Verbindung nicht zurückschreckt, als die berufenste Lobrednerin des ehelichen und des Mutterglückes und als vollberechtigt erscheinen zu lassen, ihrer Tochter wohlmeinende, mehr freundschaftliche als mütterliche Rathschläge zu ertheilen. Diese Rathschläge gewinnen dadurch an Kraft, dass das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter ein schwesterlich-inniges, unumschränkt vertrauensvolles ist. «Und ich verschweige dir eben gar nichts, meine Ida. Wir sind das Paar vertrautester Freundinnen auf der ganzen Welt. Und nun gar, da du verheiratet bist, werde ich dich in jede Falte meiner Seele blicken lassen und dir auch alles sagen können, was ich über Ehe und Mütterlichkeit denke, dir erzählen von meinem eigenen Liebesfrühling.» . . . «Wie thöricht sind doch solche Eltern, die sich mit einer so eisernen Wand von sein-sollender Würde und Strenge umgeben, dass die kindlichen Herzen davor zurückschrecken und ihre Geheimnisse in sich verschliessen oder sich oft unwürdige Vertraute wählen!» — Zunächst nun entwickelt die Mutter die Pflichten gegen den Gatten, deren erste der aufrichtig freudige Gehorsam ist, gleich fern von Eigensinn und Rechthaberei, und reiht daran Weisungen, wie sich die Tochter gegen die Mutter ihres Gatten zu benehmen habe. Die Schwiegermutter hegt stets ein gewisses Misstrauen gegen die, welche ihr den geliebten Sohn geraubt. «Ehre dieses Gefühl, mein Kind; bedenke, dass es ja nur der Liebe entspringt, und besiege es — es ist eine schöne, fromme Aufgabe — wieder mit Liebe! Erwäge, um was du dieses Mutterherz beraubt, und ersetze mit töchterlicher Zärtlichkeit, was es an der Angehörigkeit des Sohnes verloren hat!» Hierauf empfiehlt sie der Neuvermählten die Pflege des Schönen, der Poesie, der poetischen Neigung in ihrem Gemüthe, das Studium trefflicher Bücher, gibt ihr Winke betreffs der häuslichen Einrichtung — «das Geheimnis der wahren Eleganz in Erscheinung, im Benehmen und ebenso in Möblirung ist Un-

gezwungenheit» — hält dann wieder der jungen Gattin die Pflicht der Treue und der dauernden Liebe vor — Pflichten, welche der wahrhaft Liebenden nicht schwer fallen können. «Die best erfüllten Pflichten sind die, die uns leicht geworden, . . . die häufigst gebrachten Opfer jene, welche uns zur Freude wurden. Die Anstrengung, die Treue zu erhalten, setzt den Wunsch und die Versuchung voraus, dieselbe zu brechen, und die wirkliche, nimmerschwankende, echte Treue ist der Liebe so leicht wie das Athmen dem Leben.» Sie fasst die ganze Hygiene der Ehe zusammen in dem Satze: «Liebe deinen Mann, und nochmals, liebe deinen Mann!» Bei dieser Gelegenheit wendet sie sich gegen das gewöhnliche System der Mütter, in der Erziehung ihrer Töchter die Liebe als ein für Mädchen verbotenes Princip zu betrachten, dessen Erwähnung sie vermeiden und das sie, falls ihm in Büchern oder im Leben begegnet wird, mit Geringschätzung als Unsinn, Schwärmerei oder gar als unschicklich behandeln zu müssen glauben. Hierauf folgt ein Capitel über Toilette, das Sie, hochverehrte Frau, besonders interessiren dürfte; ich verstehe nun hievon nichts, was ich aber mit Vergnügen las, waren die drei Sätze: «Ich finde, dass es gar keinen Reichthum gibt, der zu der Manie berechtigt, seinen ganzen Toilettenbedarf den berühmtesten Modistinnen zu überlassen, welcher man nicht die Schönheit ihrer Leistungen, sondern den Klang ihres Namens mit so theuerem Gelde bezahlen muss; es gibt auch kein Reichthum, der genügend wäre, vor Ruin zu schützen, wenn ein eitles, leichtsinniges Weib sich von dem Strudel der Toilette erfassen und fortwirbeln lässt. Wenn man, so wie du, den Zauber der Jugend besitzt, wenn über die ganze Erscheinung der Reiz eines rosigten Lächelns, blitzender Augen und heiterer Grazie ausgegossen, da bedarf es doch wahrlich nicht der complicirten Volants-Verwickelungen, um lieblich auszu-
zusehen. Mache dir aus deiner strengen

Einfachheit eine Koketterie.» — Doch nur dann kann die Ehe eine wahrhaft glückliche sein, wenn man sich die holde Lebensfreudigkeit wahrt. «Nur keine Grillen, Ida!» Und dies ist — von eintretenden wirklichen Unglücksfällen abgesehen — umso leichter, als es zum Fröhlichsein nicht erst eines besonderen Anlasses bedarf, als die Natur und das Haus, vor allem die eigenen Kinder, so viel Freude gewähren. Die Freude an der Natur führt aber zur Gottesfurcht und diese zur Demuth, zur Achtung aller Mitmenschen und zur Wohlthätigkeit. Wie soll aber die letztere geübt werden? «Nehmen ist bisweilen furchtbar bitter. Die Kunst des Gebens besteht darin, jene Bitterkeit nicht aufkommen zu lassen. Nur nie eine Predigt, einen Vorwurf, nicht einmal eine Ermahnung im Augenblicke des Gebens. Man muss ja den Leuten dankbar sein, die einem die Freude verschaffen, ihnen eine Freude machen zu können.» — Die erfolgte Verheirathung darf aber ja die Tochter nicht zu der Ansicht verleiten, ihre Erziehung sei vollendet. Die Lernjahre sind nun allerdings vorbei, aber die Studienjahre beginnen erst und sollen so lange dauern, als der Geist rege bleibt. Bildung ist auch dem Weibe vonnöthen, ohne dass sie in Gelehrsamkeit auszuarten braucht. «Jeder Tag bringt neue Erfindungen, Entdeckungen, Kunstwerke, Literaturerscheinungen, und wenn man da nicht Wache hält, um hie und da wenigstens ein Echo zu vernehmen von dem Getöse der rollenden Zeit, da findet man sich plötzlich dem Verständnis der Nachgeborenen verschlossen.»

Zeugen diese «Ermahnungen» von dem feinsten Verständnisse für die Aufgaben des Lebens, so spiegelt sich in dem Capitel «Die Kleinen» die ganze Seligkeit des Mutterglückes wieder. «Ich werde dir sagen, wie einem so ein kleines Ding erscheint, wenn man es zuerst

erblickt und mit zitternder, ungeschickter Hand anfasst: wie ein Brief vom lieben Gott. . . . Man muss sich in das Wunder vertiefen, um von dem ganzen geheimnisvollen Glück durchzittert zu werden, weches uns Eltern so stolz erfüllt. . . . Das Band der Ehe wird in dreifachem Knoten um die Herzen geschlungen durch die kleinen ausgestreckten Kinderhändchen.» — Doch ich gerathe zu weit. Es kann nicht meine Aufgabe sein, alle die Ergebnisse der reichen Erfahrung einer zart besaiteten Frauenseele, die ganze Fülle der feinsten psychologischen Bemerkungen und psychologischen Aphorismen zu registriren; ich wollte Ihnen, Verehrteste, nur einen Vorgeschmack des Genusses geben, den Ihnen die Lectüre des Buches sicherlich gewähren wird; ich wollte es Ihnen empfehlen als das würdigste Geschenk, das Sie Ihrem holden Töchterlein mitgeben können in den hehren Stand, in welchen es einzutreten im Begriffe steht. Wenn mir etwas an dem Buche nicht zusagt, so sind es einerseits der romanhafte zweite Theil, den ich oben zu erklären und zu entschuldigen suchte, ohne mich selbst überzeugt zu haben, andererseits die ziemlich beträchtliche Anzahl von Druckfehlern, welche der Verlagshandlung zur Last fallen. Den ersteren Mangel wird die heutige Lesewelt eher für einen Vorzug erklären, und diesem Zeitgeschmacke hat sich vielleicht die Verfasserin mit Absicht anbequemt. — Eine gleiche Tendenz wie das «Manuscript» verfolgt ein anderes neues Buch «Das Frauenglück», Herzensworte für die Frauenwelt von Ida von Brun-Barnow (Leipzig, C. A. Koch's Verlag, 1884), einer Dame, die sich schon vielfach um die Frauenerziehung verdient gemacht; doch geht diese streng systematisch zuwege und verschmäht es, das *utile cum dulci* zu verbinden. Über dieses Buch will ich Ihnen, gnädigste Frau, das nächstemal ausführlicher berichten.





Literarische Rundschau.

«Kabinetní Knihovna,» Cabinetsbibliothek ist der Titel eines neuen Unternehmens, mit dem der böhmische Verleger Franz Šimáček soeben auf dem Büchermarkte erschienen ist. Dem Prospective nach soll die Cabinetsbibliothek die besten Schriften aus der belletristischen Literatur des böhmischen Volkes, als auch anderer Literaturen bringen. Ein sehr umfangreiches Programm: «denn der guten belletristischen Werke gibt es — ich citire hier wörtlich den Prospect — sowohl bei uns, als auch in der Fremde soviel, als es Trauben in einem weinreichen Lande gibt. In allen Trauben ist Wein, aber in manchen ein besserer, feurigerer. Diesen zieht man in eigene, kleinere Flaschen ab, auf deren Etiquette das Wort «Cabinet» zu lesen ist. Dieselbe Bedeutung hat auch dies Wort in dem Titel unserer Bibliothek. Aus dem Guten das Beste, das soll unser Wahlspruch bei der Wahl der Arbeiten für diese Sammlung sein, welche sich nur in einer Beziehung von den sogenannten Cabinetweinen unterscheiden wird, nämlich in Beziehung auf den Preis. Cabinetweine sind theuer, unsere Bibliothek aber soll billig sein, damit sie in allen Classen unseres Volkes Verbreitung finde.» So weit der Prospect, welchem das erste Bändchen auch thatsächlich in vollster Weise entspricht. Dasselbe enthält Swatopluk Čech's ergreifendes Epos «Slavia.» «Slavia» ist ein Schiff, welches das Schwarze Meer durchfurcht. Alle slavischen Stämme finden sich unter den Passagieren vertreten, und da kann es denn nicht anders sein, als dass die leider immer zum Streite aufgelegten Brüder auch hier in schroffe Gegensätze gerathen. Der Serbe streitet mit dem Kroaten über den Wert der cyrillischen Schrift gegenüber der lateinischen und was dergleichen Schmerzen mehr sind, während der Čech mit dem Russen Ivan das versöhnende Element repräsentirt. Ivan's Bruder Wladimir ist Nihilist. Auch der Pole mit seinem Russenhasse ist da und mit ihm sein Töchterchen Jadviga, die Ivan, freilich aussichtslos, liebt. Eine Meuterei

auf dem Schiffe, der der Capitän und die Officiere zum Opfer fallen und und welche auch den Passagieren mit Vernichtung droht, vereinigt die streitenden Brüder zur Gegenwehr, Ivan rettet dabei Jadviga's Ehre und Leben und das Facit ist — dass die «Slavia» glücklich ihren Hafen erreicht, wo selbstverständlich der Russe Ivan die Polin Jadviga heiratet, wobei alle andern, vor allen aber der Bruder von der Moldau fröhlich assistiren. Es ist ein hübscher Gedanke, diese Versöhnung der slavischen Brüder, dieser «Panslavismus» ohne jeden politischen Hintergrund, und die glänzende Form, in der Čech sich uns hier präsentirt, macht das Büchlein, nett ausgestattet, zu einem wahren Juwel der böhmischen Literatur. Auch was den Preis anbelangt, hat der Verleger Wort gehalten. Das Buch, 128 Seiten, schönes Papier, kostet bloss 40 Kreuzer; ein Preis, der die «Cabinetsbibliothek» vor der «Poetischen Bibliothek» («Poetické besedy»), welche in Ed. Valecka's Verlag erscheinen, bestens auszeichnet. Von letzterer ist soeben das XIII. Bändchen erschienen, welches ebenfalls ein Gedicht von Swatopluk Čech enthält. Es ist dies eine satyrisch-humoristische Fabel, «Hamman» betitelt, und schildert uns die Gründung eines Affenstaates nach Muster der bestehenden Menschenstaaten. Ich werde auf diese höchst interessante Publication demnächst zurückkommen.

Karl Müller.

Ein weiblicher Prometheus. Liebesroman aus der Gegenwart v. Margarethe Halm. 3 Bände. Leipzig, C. Reissner 1885. Unsere geschätzte Mitarbeiterin, Frau Margarethe Halm, die rühmlichst bekannte Dichterin der metaphysischen Gedichte «Aus der Dornenhecke» und Verfasserin zahlreicher reizender Novellen, tritt hier zum erstenmale mit einer umfassenden Schöpfung vor die Öffentlichkeit. So glücklich sie aber als Novellistin gewesen — dieser erste Versuch auf dem Gebiete des Romans scheint uns wenig

geeignet, ihren Ruhm zu erhöhen. Allerdings zeigt sie auch diesmal ihr vortreffliches Erzählertalent und sie reisst uns auch diesmal mit sich fort; aber bald werden wir gewahr, dass das Sujet ein bedenkliches ist, dass die ganze Fabel des Romans an innerer Unwahrscheinlichkeit krankt. Pulcheria von Sinnfeld, eine reiche Witwe — ihr Name soll ihre Schönheit und ihre hohe Bildung und geistige Selbständigkeit andeuten. — ist die Heldin; sie huldigt dem bedenkliehen Grundsatz: «Der freie Wille vermag alles, wo Ethik Despotin ist.» Excentrisch, wie sie ist, setzt sie sich über alle Vorurtheile der Welt hinweg und verliebt sich in einen jungen — czechischen Drahtbinder! Bohumil Benko ist sein Name. Es stellt sich zwar später heraus, dass er ein Aristokrat von Geblüt, ein natürlicher Sohn der Gräfin Spilkofska ist; allein davon konnte Pulcheria anfänglich nichts wissen. Sie ahnt lediglich in Bohumil den bildungsfähigen Geist und ein warmfühlendes Herz, und dies bestimmt ihre «Prometheus»-Natur, sich in dem schlichten Naturkinde einen — Gatten zu erziehen, wobei sie von Dr. Binder in Prag werththätig unterstützt wird. Das Werk gelingt der «Menschenbildnerin», sie hat den Funken Göttlichkeit in ihrem Schützling zur Flamme gebracht, er entpuppt sich nun auch als ein Sprosse von edlem Stamme, und die geistige Adoptivmutter und der Pflegesohn verbinden sich trotz ihres ungleichen Alters zu glücklichster Ehe; «denn der Liebe ist nichts unmöglich» und «im Bauernstande, in den Arbeiterkreisen findet man sehr oft reife Frauen und junge, ganz junge Männer in glücklichster Ehe, und dasselbe Moment lebt sich oft auch dar in den höchsten Classen der Menschheit, in den Dichter- und Künstlerkreisen.» — Wie schon aus dem Titel zu entnehmen, spielt in unserem Roman die Liebe die Hauptrolle; doch will uns bedünken, dass sie hier eher Raserei der Leidenschaft genannt werden muss. «Sie küssten einander immerfort,» könnte dem Roman als Motto dienen. Und von diesem Liebestaumel wird alles erfasst, selbst die katholischen Geistlichen, Domherr Mik und Mildner, die, von dem prometheischen Weibe geweckt, erklären: «Wir schwören wohl, das Cölibat einzuhalten, also nicht zu heiraten; aber nicht zu lieben, was schön und gut, das schwören wir nicht.» Aber selbst der Schwur drückt sie nicht zu sehr, sie brechen ihn und — heiraten. Auch die langathmigen Toiletteschilderungen und der starke Verbrauch von *poudre de ris*, das Frau Pulcheria sackweise mit sich führt, vermögen nicht als Vorzüge des Romans

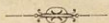
zu gelten, trotzdem die Verfasserin die Eitelkeit der schönen Frau also entschuldigt: «Nichts ist beim Weibe mächtiger als jenes Moment, das von den Kurzsichtigen, Ungebildeten, Rohen Eitelkeit genannt wird und doch nichts ist, als das angeborene Gefühl der reinsten praktischen Aesthetik im Subjecte.» Können wir also dem Roman als Ganzem keinen Gefallen abgewinnen, so gestehen wir doch andererseits gerne zu, dass er im einzelnen manchen schönen Gedanken, manche feine Bemerkung aufweist; auch haben uns einige reizende Episoden angemuthet, so die prächtige Schilderung des Dorflebens in Cestnice und das liebliche Bild reinsten Familienglückes im Hause des biedern Dr. Binder. Diese Episoden legen ein vollgiltiges Zeugnis ab von dem verschiedenen Talente der hochbegabten Verfasserin, das nur diesmal bei der unglücklichen Wahl des Stoffes nicht zur vollen Entwicklung gelangen konnte.

H. G.

Bachem's Roman-Sammlung. 1. Band: «Trüber Morgen, goldener Tag», Roman von M. Lenzen di Sebregondi. Köln, J. P. Bachem. — Die von uns im zweiten Hefte der neuen Folge unserer Revue angekündigte Roman-Sammlung hat zu erscheinen begonnen. Der durchschlagende Erfolg, welchen Bachem's wiederholt von uns gewürdigte «Novellensammlung» (20 Bände à 1 Mark) erzielt hat, liess im vor hinein auch von der Romansammlung nur Gediegenes nach Form und Inhalt erwarten, und der erste Band hat unsere Erwartung nicht getäuscht. Es wird uns hier ein Meisterstück feiner Erzählungskunst geboten. Maria Lenzen di Sebregondi führt den Leser in die aristokratische Gesellschaft der westfälischen Hauptstadt und entrollt ein so lebendiges Bild dieser Kreise, dass man sich in die Darstellung mit immer wachsendem Interesse hineinliest. Vortrefflich ist auch die Charakteristik der handelnden Personen. Graf Ortwin Desendorf ist ein würdiger Vertreter des alten erbgesessenen Adels der «rothen Erde», voll hochgemuthen Gesinnung. Einen wirksamen Contrast zu ihm bildet die kleine Lina Heissborn mit ihrer naturwüchsigen Originalität. Die Darstellung der Wandlung dieses hochveranlagten Gemüthes ist ein mustergiltiges Stück Seelenmalerei. Die alte Gräfin Rodecken, auch ein Original in ihrer geraden, oft rücksichtslosen Art, die Familie Haalburg, oberflächliche Salonmenschen, die intrigante Witwe Frau von der Lendhorst, der gemüthvolle Freiherr von Hessborn, endlich die Baronin Velden und ihr leidenschaftlicher Sohn — das alles

sind lebenswahre Gestalten, deren Geschicke uns in hohem Grade fesseln. — Die Ausstattung des Buches ist geradezu splendid — eleganter dunkelgrüner Calico-Einband mit reicher Rücken- und Deckelvergoldung, — so dass es uns schier unglaublich vorkommt, dass die Verlagshandlung das schmucke Buch (424 Seiten) um den Preis von nur — 2 Mark zu liefern vermag. Wir wünschen ihm den besten Erfolg, allen Frauen aber das schöne Buch sammt einer Anweisung auf die ganze Serie von 20 Bänden als Weihnachtsgeschenk.

H. G.



Gedichte von Martin Greif. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. Nur allzu lebendig ist es im deutschen Dichterwalde geworden; wie an schönen Sommerabenden, wenn die Sonne zur Rüste gegangen, das Volk der Sperlinge unter dem Blätterdache des dichtbelaubten Baumes im stillen Garten sein lustiges, ohrenbetäubendes Gezwitscher anhebt, so lassen auch unsere zahllosen lyrischen Sperlinge, Männlein und Weiblein um die Wette, ihre Stimmen erschallen, überzeugt, von der Muse den Weihkuss empfangen zu haben und zu Sehern Apoll's auserkoren zu sein. Aber die undankbare Mitwelt will sie nicht vernehmen, und die Nachwelt wird nicht einmal ihre Namen kennen. Nur ab und zu ragt aus der zahllosen Menge schlechter Reimer und mittelmässiger Dichter ein Sänger von Gottes Gnade hervor. Zu den wenigen Auserwählten gehört in erster Linie Martin Greif (F. H. Frey), dessen stimmungsreiche und schwungvolle Gedichte uns nunmehr bereits in dritter, stark vermehrter Auflage vorliegen. Wenn es wahr ist, was Lemcke sagt, dass «der Lyriker nur dann berechtigt sei, andere mit seiner Subjectivität zu unterhalten, wenn diese edel, ungewöhnlich kräftig und tief in Gefühl und Leidenschaft, wenn sein Geist umfassend und hoch», dann gebührt M. Greif ein Ehrenplatz unter den ersten Lyrikern der Deutschen; denn aus seinen Gedichten spricht, um mit Schiller zu reden, «die Begeisterung eines gebildeten Geistes», er hat es in seinen Poesien verstanden, seine Individualität zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläuten. Frei von falschem Gefühlstüberschwang und von jeder Effecthascherei athmen seine Gedichte eine innige zarte

Empfindung und bekunden eine gesunde Lebensauffassung und seltene Originalität, gepaart mit plastischer Anschaulichkeit, vollendeter Form und einer schönen markigen Sprache. Da sind zuerst «Lieder», die uns zurückführen in des Dichters liches «Jugendmorgenroth», aber auch solche, in denen er mit Wehmuth der entschwundenen Zeit gedenkt, so reich an Freundschaft und Liebesglück und — Liebesleid. Durchzieht die Mehrzahl dieser Lieder eine Lenau'sche Stimmung, so erfrischen uns dafür die herrlichen «Naturbilder» durch seelenvolle Auffassung des Lebens und Webens um uns und durch prächtige Stimmungsbilder; wir verweisen nur auf die mit wunderbarer Portraittreue entworfenen Naturgemälde «Winterbild», «Sonnenuntergang im Gebirge», «Ein Abend am See», «Auf dem Bergpasse» u. a. — Greif's «Balladen und Romanzen» sind meist Rhapsodien, deren Stoffe der historischen Sage entnommen sind. Vaterlandsliebe, Edelmuth und Heldensinn, Preis der Liebe und des Liedes sind die Hauptmotive derselben, wie in «Xenophon», «Hermann und Flavus», «Kaiser Josef's Verklärung», «Calderon» u. a. Aber auch an kindlicher Naivetät und gesundem Humor fehlt es nicht — man lese nur den «Umzug» und «Am Grabe Doctor Eisenbart's» — und auch dem deutschen Märchen wird sein Recht, wie in «Frau Holle». Die prächtigen «Gedenkblätter» verdanken ihren Ursprung meist dem Siegesjahre 1870. An sie schliessen sich noch hochpoetische «Widmungen» und eine reiche Fülle gedankenvoller treffender «Sinngedichte». — Alles in allem, wir haben es hier nicht mit flacher Reimerei, nicht mit mittelmässigen Schöpfungen eines gewöhnlichen Talentes, nicht mit einer ephemeren Erscheinung der nur allzu reichen Literatur unserer Tage zu thun, sondern mit köstlichen Gebilden eines wahren und tiefen Gefühles, mit Kunstwerken von bleibendem Werte. Wir sind überzeugt, dass jeder, der noch an unverfälschter Poesie Gefallen findet die Gedichte Greif's, des «elementaren Lyrikers», wie ihn A. Bayersdorfer nennt, nur mit Widerstreben aus der Hand legen und immer wieder zu ihnen greifen wird in Stunden der Weihe, und empfehlen daher das einfach, aber nett ausgestattete Buch unseren Lesern als die schönste Weihnachtsgabe, die sie sich selbst beschere können.

H. G.





INHALT.

<i>E. Castelnovo</i> : Meines Gatten Seufzer. Aus dem Italienischen von <i>A. Brehmer</i>	Seite 97
Volkes Weisheit	» 104
<i>Edward Samhaber</i> : Lieder	» 105
<i>Walther von Gaffron-Oberstradam</i> : Lieder eines Fahrenden	» 106
<i>S. L. Turnovský</i> : Das Inserat. Aus dem Böhmischem von <i>Fr. Bauer</i>	» 107
Dichtergarben	» 116
<i>Catulle Mendès</i> : Miss Carlino. Aus dem Französischen	» 118
Lieder des Volkes	» 122
<i>Svatopluk Cech</i> : Im Secirsaal. Aus dem Böhmischem von <i>Arthur Heinzmann</i>	» 123
<i>A. Wilczýnski</i> : Tragödienprobe. Aus dem Polnischen von <i>M. Hruby</i>	» 124
<i>A Working Girl</i> : Eugenien's Geburtstag. Aus dem Amerikanischen	» 130
<i>Louise Pessiack</i> : Kleine Lieder	» 140
<i>F. von Kapff-Essenther</i> : Hans, der nicht sterben wollte	» 141
<i>D. Mon</i> : Des Gärtners Schwalbe. Aus dem Französischen	» 158
<i>Gola Luigi</i> : Aphorismen	» 161
<i>Henrik Pontoppidan</i> : Ein Absterben. Aus dem Dänischen von <i>Heinrich Martens</i>	» 162
Lieder des Volkes	» 171
Dichtergarben	» 172
<i>Orazio Grandi</i> : Lola. Aus dem Italienischen von <i>Moritz Smets</i>	» 174
Volkes Weisheit	» 179
<i>A. Brehmer</i> : Beiträge zur Volksliteratur	» 180
<i>Ewald Paul</i> : Aus dem Sagenschatze der Afrikaner	» 182
<i>Prof. Heinrich Gross</i> : Briefe über Frauenliteratur	» 187
Literarische Rundschau	» 190

Über Edw. Samhaber's Walther von der Vogelweide

welcher heuer in zweiter Ausgabe in unserem Verlage erschienen ist, hat sich die gesammte Presse nur äusserst günstig ausgesprochen; so schreibt

der literarische Jahresbericht von Prof. Dr.
E. Dohnke, Dr. A. Oppel, Dr. O. Seemann:

«Es ist nicht eine Übersetzung des ganzen Walther, sondern eine poetisch ausgestattete Schilderung seines Lebensganges, in welche an geeigneten Stellen ganze Gedichte Walther's oder auch Bruchstücke davon eingeschoben sind, so dass die Erzählung sich durch diese Gedichte arabischenartig hindurchwindet. Jedenfalls eine originelle und, wie uns dünkt, auch beifallswürdige Idee. Die gegebenen Übersetzungen sind nicht wortgetreu, sondern eine Nachdichtung, welche die reiche und schöne Gedankenwelt Walther's in eine der heutigen Sprache und Denkweise angepasste Gewandung bringt.»

Die Grazer Tagespost:

«Samhaber hat die Aufgabe, Walther's Lieder und Sprüche frei nachzudichten, trotz ihrer grossen Schwierigkeit in vorzüglicher Weise gelöst. Das Werkchen ist sehr elegant ausgestattet.»

Über Land und Meer:

«Ein hübsches Büchlein bietet uns E. Samhaber in seinem 'Walther von der Vogelweide'. Es ist interessant, darin zu beobachten, wie Leben und Dichten bei dem Dichter innig zusammenhängt, und wie Goethe Recht hat, wenn er sagt, jedes Gedicht sei ein Gelegenheitsgedicht. Der Herausgeber hat als Übersetzer ganz Anerkennungswertes geleistet und hauptsächlich darauf gesehen, die Gedichte dem Verständnis nahe zu bringen.»

Die Gegenwart:

«Der Verfasser macht den Versuch, das Leben Walther's poetisch auszuschmücken, und zwar durch Walther's eigene Dichtungen. . . . denn seine Nachdichtungen sind meist gelungen und werden manchen Leser, dem die Welt alt-deutscher Dichtung fremd und unverständlich geworden, für den unnachahmlichen Meister erwärmen.»

Österr. Zeitschrift Heimat:

«In der Weise, wie Samhaber Walther vorführt, werden die Dichtungen unseres Walther für den grossen Kreis des gebildeten deutschen Lesepublicums verständlicher und zugänglicher gemacht, dem dieselben trotz mehrfacher und nicht schlechter Übersetzungen bisher so ziemlich fremd geblieben sind. Das Buch ist mit besonderer Munificenz ausgestattet.»

Zeitschrift für österr. Realschulwesen:

«Der Verfasser hat eine vortreffliche Auswahl der schönsten Gedichte Walther's getroffen und — da ihm selbst die Muse hold ist — mit der Kunst des Dichters ein neues Wort und eine neue Form für den Inhalt der Gedichte Walther's gefunden. . . . Wir wünschen dem Buche recht viele Leser, denn es will dem gebildeten Leser, der nicht Fachmann ist, den grossen Dichter des Mittelalters in einer Form näher bringen, wie wir sie trotz der reichen Walther-Literatur noch nicht vorfinden. Die Ausstattung des Buches ist ebenso geschmackvoll.»

Rödiger's Berliner Deutsche Literaturzeitung:

«Samhaber's Plan, die Gedichte Walther's unsern Gebildeten zu vermitteln, indem er einerseits die Lieder nicht nur in unsere Sprache, sondern auch in unsern poetischen Geschmack überträgt, ist fast in jeder Hinsicht gelungen. Die Übertragungen verdienen meist alles Lob, sie sind getreu, im Sinne des Dichters und im Geiste unserer Sprache. . . . Nach den vortrefflichen Proben wäre man auf Samhaber's eigene Dichtungen begierig.»

Blätter für literarische Unterhaltung:

«Das Ganze ist recht hübsch erdacht und ausgeführt. Die Übersetzung der Walther'schen Gedichte liest sich gut, und die eingestreuten eigenen Dichtungen sind meist gefällig und entbehren nicht einer gewissen Frische.»

Frankfurter Zeitung:

«Was die Übertragungen Walther's betrifft, so sind sie recht geschmackvoll ins Neuhochdeutsche übertragen, und wir begrüssen Samhaber's Versuch, wenigstens einen Theil der Lieder dem grösseren Publicum zuzuführen, auf das allerwärmste. Auch hat der Verfasser manche Dichtungen aus dem Eigene geliefert, die ihm das schönste Zeugnis als selbständigen Dichter ausstellen. Wer in Verlegenheit über ein Geschenk ist, mit dem er einen Freund erfreuen möchte, dem wollen wir dieses hübsche Büchlein empfohlen haben.»

Nord und Süd:

«. . . . Die originelle Idee Samhaber's ist mit grossem Geschick und mit feiner poetischer Empfindung durchgeführt. Aus dem Buch weht uns wie ein frischer Hauch der Geist Walther's entgegen in all seiner Liebenswürdigkeit und seinem liebe- und sehnsuchterfüllten Wesen. Man wird aus dem kleinen Buch Anregung und Genuss schöpfen.»

Das Buch ist 8 Bogen 8^o stark, elegant ausgestattet und kostet broschirt fl. 1,30 = M. 2,60.

lg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg, Verlagsbuchhandlung.